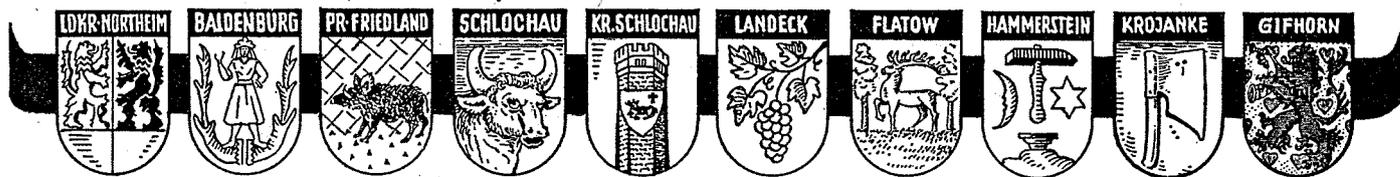


Neues Schlochauer ^{DZG} Flatower Kreisblatt



14. Jahrgang

Bonn, 9. September 1966

Nummer 9 (165)

Straßen

Über die Erde führen der Straßen viel —
Aber alle münden an einem Ziel.
Tausend Flüsse hasten in irrem Lauf,
Aber das Meer nimmt sie alle auf.

Wolken und Schiffe und reisige Wanderleut'
Eilen und weilen, so wie es wohl Gott gebeut.
Will drum auch ich mit Augen, die dunkel sehn,
Meine verborgene Heimat finden gehn.

Franz Lüttke



Holzflößerei auf der Weichsel. Jahrhundertlang gingen gewaltige Holzmen gen weichselabwärts über Danzig nach England und den Niederlanden, um dort für den Schiffsbau Verwendung zu finden. Zwanzig bis dreißig Meter breite und bis zu hundert Meter lange „Trafft“ wurden allein durch die Strömung fortbewegt. Die Steuerung erfolgte durch Ruder, die am Hinterende der Trafft angebracht waren.



Heimat - Vaterland - Europa Zum Tag der Heimat 1966

Wir sind uns wohl alle darüber im klaren, daß der Tag der Heimat, den wir nun schon seit vielen Jahren begehen, erst ganz allmählich in weitesten Kreisen unseres Volkes jenes Echo und Verständnis gefunden hat, das er heute besitzt. Es war zweifellos nicht leicht, in jenen Jahren, als die allermeisten Deutschen und vor allem die Einheimischen in Westdeutschland sich ganz der Sorge um den Aufbau der eigenen Existenz hingaben und das Interesse am großen politischen Geschehen bei Millionen und Abermillionen in geradezu bedenklicher Weise fehlte, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Anliegen des Tages der Heimat zu lenken. Es hat sicherlich in vielen — und bemerkenswerterweise meist kleineren Orten — auch schon vor vielen Jahren höchst eindrucksvolle und herzbewegende Kundgebungen für die von Polen und Russen besetzte Heimat der deutschen Vertriebenen gegeben. Immer war das dann aber dem vollen Einsatz besonders reger Repräsentanten der Sache der Vertriebenen zu verdanken. Es ist auch kein Zufall, daß beispielsweise in Berlin die Kundgebungen am Tage der Heimat eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit hatten. Dort, in der Frontstadt des Kampfes um Freiheit und Selbstbehauptung, hatte die politische Gedankenlosigkeit nie eine Stätte gehabt.

„Heimat — Vaterland — Europa“ heißt die Losung, unter der in diesem Jahre alle Kundgebungen zum Tag der Heimat stehen. Heimat, das ist die Keimzelle eines jeden Menschen, zu der er Zeit seines Lebens sich bekennen muß, um den Anfechtungen standzuhalten, die auf ihn einströmen. Vaterland, das ist der Sammelpunkt aller Gleichgesinnten in einer Gemeinschaft. Europa aber heißt das große Ziel aller Besonnenen und Verantwortung Besitzenden, welches es anzustreben gilt. Europa wird dann die Keimzelle einer neugestalteten Welt werden, in der wir alle unseren besonderen Platz finden. Gerade in diesem Sinne ist das Wort von der Versöhnung aufzufassen, welches uns alle angeht, Polen — Deutsche — Russen. Nur so kann überwunden werden, was uns alle seit Jahren bedrängt und bedrückt: die Furcht vor neuen harten Auseinandersetzungen, die letztlich doch immer in einem neuen Krieg enden müssen. All dieses zu vermeiden, sind die Guten in unserem alten Europa aufgerufen am Tage der Heimat. Erst wenn das Weltgewissen erkannt hat, daß echter Frieden auf die Dauer nur in einer Welt der Entspannung Bestand haben kann, wird das so schöne Wort „Heimat“ wieder zu dem werden, was es einst war: Kennwort für Geborgenheit und Furchtlosigkeit. Lassen wir den Tag der Heimat also nicht gedankenlos an uns vorbeiziehen!

„Obwohl doch jährlich 100 000 Vertriebene sterben“:
Verwunderung in Warschau über die Heimatkundgebungen

Warschau (hvp) Die polnische „Presseagentur West“ (ZAP), die sich besonders der propagandistischen Vertretung der Annexionspolitik des Regimes in der Oder-Neiße-Frage widmet, brachte in einem von Radio Warschau verbreiteten Artikel ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, daß die großen Heimatkundgebungen der Vertriebenen in der Bundesrepublik auch in diesem Jahre wieder viele Hunderttausende von Teilnehmern zählten, „obwohl doch jährlich etwa 100 000 Umsiedler sterben“. Wenn trotzdem die Zahl der Kundgebungsteilnehmer seit 1960 nicht abgenommen habe, so zeige dies zweierlei: Zunächst, daß die „Funktionäre der Landsmannschaften“ eine große Aktivität entfalteteten, zum anderen, daß hinter den „Menschenmengen“, welche sich alljährlich bei den landsmannschaftlichen Bundestreffen versammelten, „immer noch mehrere Millionen stehen, die durch die Schlagworte vom Recht auf Rückkehr in die frühere Heimat aufgerüttelt werden können“.

Die „Presseagentur West“ verwies dabei insbesondere auf die Deutschland-Kundgebung auf dem Bonner Marktplatz sowie auf die Bundestreffen der Oberschlesier, der West- und Ostpreußen und der Sudetendeutschen. Die Gesamtzahl der Teilnehmer habe sich auf mehr als 750 000 belaufen.

Zu dem „Kommentar“ sah sich die Agentur ZAP offensichtlich veranlaßt, weil durch die Heimatkundgebungen der ostdeutschen Landsmannschaften zwei von der polnischen Auslandspropaganda ständig wiederholte Thesen als fragwürdige Propaganda enthüllt worden sind: Die eine bisher ständig verbreitete Behauptung lautete, daß allein noch eine kleine Anzahl von „Vertriebenenfunktionären“ das Recht auf die ostdeutsche Heimat verträte, und zum anderen ist von amtlicher polnischer Seite vorgebracht worden, daß sich die Oder-Neiße-Frage mit der Zeit „von selbst lösen“ würde, indem mit dem Aussterben der Vertriebenen schließlich niemand mehr für die Rückgabe der Oder-Neiße-Provinzen in ostdeutsche Verwaltung eintreten werde.

Bundestreffen der Pommern in Kiel Für Partnerschaft und gegen Verzicht

Wenzel Jaksch erinnert an historische Freundschaft zwischen dem deutschen und dem russischen Volk

Kiel (hvp) Gegen eine Verzichtspolitik, aber für Partnerschaft mit allen Völkern und vor allem für gute Beziehungen zur Sowjetunion sprachen sich die Redner auf dem Bundestreffen der Pommerschen Landsmannschaft in Kiel aus. Weit über 80 000 Pommern waren zu diesem Treffen aus allen Teilen der Bundesrepublik und West-Berlins sowie aus dem Auslande in die Landeshauptstadt ihres Patenlandes Schleswig-Holstein gekommen.

Bereits Ministerpräsident Lemke sprach sich in seiner Begrüßungsrede gegen Vorleistungen für einen Friedensvertrag aus. Vielmehr müßten alle Anstrengungen unternommen werden, die Sowjetunion davon zu überzeugen, daß ein wiedervereinigtes Deutschland für sie ein besserer Garant sei als ein geteiltes, friedloses Deutschland.

Das Motto des Pommerntreffens „Gesamtdeutsche und europäische Partnerschaft“ erläuterte der stellvertretende Sprecher der Landsmannschaft und Vorsitzende des Rates der ostdeutschen Landesvertretungen, Dr. Philipp von Bismarck. Nicht eine „listenreiche, unaufrichtige und stickige Koexistenz“, wie sie heute angepriesen werde, sondern „echte Partnerschaft aller europäischen Völker“ müsse das Ziel der entscheidenden politischen Kräfte werden. Dazu gehöre das Anerkenntnis, betonte Philipp von Bismarck, daß Deutschland eine Einheit sei und bleibe und ebenso ein Recht auf gesicherte, von Freunden umgebene Existenz habe, wie alle anderen europäischen Staaten und Völker.

Mit Nachdruck sprach sich der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. h. c. Wenzel Jaksch, für die Notwendigkeit aus, durch eine Partnerschaft und enge wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der Sowjetunion eine Wende in der sowjetischen Außenpolitik zu erreichen. Moskau müsse immer wieder an die historische Freundschaft zwischen dem deutschen und russischen Volk erinnert werden. Ferner forderte Präsident Jaksch, daß die Bundesrepublik auch in der Ostpolitik mehr auf die eigene Kraft vertraue. Er kritisierte, daß die Deutschen zu sehr ihre Schwächen sehen, wo der Ostblock seine Stärke demonstriere, sowie ständig von der eigenen Schuld sprechen, statt sich der gemeinsamen Verantwortung für das Schicksal Europas zuzuwenden.

Staatssekretär Dr. Nahm vom Bundesvertriebenenministerium wies ebenfalls auf die Bedeutung partnerschaftlichen Geistes hin, der die Vorbedingung für die Verwirklichung der europäischen Familie sei. In der heutigen Zeit werde leicht vergessen, daß in der Politik nicht das rationale Kalkül allein maßgeblich sei, sondern die „Funktion des Herzens“ nicht hoch genug eingeschätzt werden könne.

Auf der abschließenden Großkundgebung am Sonntag unterstrich der Sprecher der Landsmannschaft, Dr. Oskar Eggert, unter lebhaftem Beifall der Zuhörer die Bereitschaft der deutschen Heimatvertriebenen, mit dem polnischen Volk gute Nachbarschaft zu halten. An der Oder-Neiße-Linie und durch Verzicht auf das ostdeutsche Staatsgebiet könne solch nachbarschaftlicher Geist jedoch nicht begründet werden, betonte der Redner. Ausführlich beschäftigte sich Dr. Eggert mit den Bemühungen im kirchlichen Raum, der deutschen Ostpolitik eine Anerkennung der Oder-Neiße-Linie zu empfehlen. Obwohl in der Öffentlichkeit und in den zuständigen Fachgremien objektiv zutreffende Kritik an der EKD-Denkschrift geübt worden sei, versuche eine verhältnismäßig kleine Gruppe weiterhin, ihre Ziele zu verfolgen, indem sie die in der Entscheidung der Berliner Synode enthaltenen Korrekturen an der Ost-Denkschrift unberücksichtigt lasse. Dr. Eggert sprach die Befürchtung aus, daß ein unbelehrbarer Rat der EKD die Kirche in schwere innere Auseinandersetzungen stürzen werde.

Gesamterhebung beendet

Bonn (hvp) Die Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals der deutschen Bevölkerung in den Vertreibungsgebieten, die vom Kirchlichen Suchdienst in Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz und dem Verband der Landsmannschaften in den letzten Jahren durchgeführt wurde, konnte 1965 abgeschlossen werden. Wie die Zentralstelle des Kirchlichen Suchdienstes in München dazu im Jahresbericht 1965 feststellt, wurden bei den 12 Heimatortskarteien des Kirchlichen Suchdienstes bis zum 31. Dezember 1965 insgesamt 17 703 010 Personen, die während des Zeitraums von 1939 bis zur Vertreibung in den Vertreibungsgebieten wohnhaft waren, namentlich erfaßt. Davon konnten 15 707 785 Schicksale geklärt werden. Dieser hohe Erfassungsstand habe es ermöglicht, auf eingehende Anfragen in 86 Prozent aller Fälle in kurzer Zeit positive Auskünfte zu erteilen.

Daß auch mehr als 20 Jahre nach Kriegsende immer noch Menschen ihre Angehörigen suchten, beweise der Zugang von 28 773 im Berichtsjahr eingegangenen Suchanträgen, von denen 13 186 erstmalig registrierte Fälle gewesen seien. Im Jahre 1965 habe der Kirchliche Suchdienst noch 19 490 Angehörigen-Suchanträge zum Abschluß bringen können. „Diese Zahlen geben einwandfrei kund, daß trotz 20jähriger Nachforschungsarbeit der Suchdienst zum gegenwärtigen Zeitpunkt seine aktive Arbeit noch nicht einstellen kann“. Das beweise auch die Zahl von 450 000 Bescheiden und Mitteilungen, die in Form von Auskunftserteilungen an Behörden und Heimatvertriebene gegeben worden seien.

1965 wurden 6,2 Millionen Karteikarten aus Vertriebenenausweisunterlagen, 2,8 Millionen Erhebungsbogen des Suchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes und 8,5 Millionen Hinweise aus 26 659 Gemeinde-Soll-Listen der Landsmannschaften ausgewertet und in die Ortskarteien eingearbeitet; darüber hinaus wurden 41 900 Gemeindevermißlisten mit Angaben über 2,8 Millionen gesuchte Personen oder Angehörige unbekanntem Verbleibs erstellt. Durch den Versand von Vermißlisten konnten weitere 3,6 Millionen Auskünfte über gesuchte Personen eingeholt werden.

Die „Bamberger Erklärung“ des 81. Deutschen Katholikentags: Zustimmung der Heimatvertriebenen zur Versöhnungsbotschaft an Polen

Besonders wird es begrüßt, daß die Respektierung der Rechte beider Völker gefordert worden ist

Bonn (hvp) In den politischen Kreisen der Heimatvertriebenen ist die Erklärung der Arbeitsversammlung für politische Fragen des 81. Deutschen Katholikentags in Bamberg über das Erfordernis einer deutsch-polnischen Aussöhnung lebhaft begrüßt worden. Es wurde besonders darauf hingewiesen, daß in dieser „Bamberger Erklärung“ sowohl die Rechte des deutschen Volkes vertreten worden sind, wie auch die Versicherung abgegeben wurde, daß die nationalen Existenzrechte des polnischen Volkes respektiert werden sollen. Die Erklärung habe sich demgemäß „mit Recht auf die Zustimmung auch der Heimatvertriebenen zum Briefwechsel zwischen dem polnischen und dem deutschen Episkopat berufen.“ Die Ostvertriebenen sind dabei als eine „durch die Folgen des Krieges besonders betroffene Gruppe“ angesprochen bzw. bezeichnet worden.

Der Passus in der „Bamberger Erklärung“, der die besondere Zustimmung der Heimatvertriebenen gefunden hat, hat folgenden Wortlaut: „Die deutschen Katholiken, die an den vor dem Gemeinwohl aller Völker und einer neuen Friedensordnung vertretbaren Rechte des eigenen Volkes festhalten, versichern feierlich, sich mit allen Kräften dafür einzusetzen, daß das deutsche Volk die nationalen Existenzrechte des polnischen Volkes respektiert.“ Diese Zusicherung der Achtung der Rechte des polnischen Volkes auf eine eigene nationale Existenz wurde in der „Bamberger Erklärung“ erläutert, in dem weiterhin betont wurde: „Wir sind uns schmerzlich bewußt, daß auch deutsche Politiker in der Vergangenheit diese Rechte des polnischen Volkes als Handelsobjekt für fremde oder eigenen Interessen angeboten oder benützt haben“. Dies wurde von den Vertriebenen dahingehend erläutert, daß damit insbesondere der Ribbentrop-Molotow-Pakt des Jahres 1939 verurteilt worden sei, der die Teilung Polens vorsah und damit den zweiten Weltkrieg einleitete.

Die deutschen Ostvertriebenen, so wurde hervorgehoben, hätten gegenüber dem in Warschau herrschenden Regime von jeher „ausschließlich die Rechtsforderungen des deutschen Volkes auf die deutschen Ostgebiete jenseits von Oder und Neisse vertreten, die völkerrechtlich nach wie vor deutsches Staatsgebiet sind und die nach dem Wortlaut des Potsdamer Protokolls allein bis zum Friedensvertrag polnischer Verwaltung unterstellt wurden.“ Eine Beeinträchtigung der nationalen Existenzrechte des polnischen Volkes lehnten die Vertriebenen ebenso nachdrücklich ab wie jedwede Forderung auf „nur einen einzigen Quadratmeter polnischen Bodens“.

„Ferienlager“ für Jugendliche polnischer Herkunft aus der Bundesrepublik:

Mißstimmung wegen antideutscher Agitation

Warschau (hvp) Die Volksrepublik Polen hat auch in diesem Sommer wieder Ferienlager für die Jugend der Auslandspolen eingerichtet, die von Staat und Partei getragen werden. Neben einer guten Küche und Wanderfahrten durch Polen und hauptsächlich in die deutschen Ostgebiete werden Treffen mit Spitzenfunktionären Warschaus durchgeführt. Hinzu kommen „politische Diskussionen“, die einer geschickten ideologischen und polnisch-nationalistischen Indoktrinierung gleichkommen. Die meisten dieser Vorträge sind gegen die Bundesrepublik Deutschland und ihre freiheitliche Ordnung gerichtet. Für die polnischen Jugendfunktionäre aus der Bundesrepublik gibt es besondere Schulungslager; insbesondere aber nimmt man sich der wehrpflichtigen Jugend aus der Bundesrepublik an. Hier appelliert man an die „Verbundenheit mit dem polnischen Mutterlande“. Wie aus gut unterrichteter Quelle bekannt wurde, ist es auch zu „Begegnungen“ mit Offizieren der polnischen Streitkräfte und der „Sluzba Bezpieczenstwa“, also des Sicherheitsdienstes gekommen.

Offizieller Veranstalter der Ferienreisen von Jugendlichen polnischer Herkunft ist die polnische „Gesellschaft für Beziehungen zu den Auslandspolen „Polonia“, in der Bundesrepublik werden sie vom „Bund der Polen in Deutschland „Zgoda“, organisiert. Zu Beginn eines jeden Jahres führt die „Zgoda“-Organisation eine intensive Werbekampagne bei Eltern und Jugendlichen durch. Die Reisekosten sind äußerst gering, denn die Aufenthaltskosten werden von der „Polonia“-Warschau getragen. In diesem Jahr haben bisher 600 Jugendliche aus der Bundesrepublik an solchen Reisen teilgenommen, und aus den Dankbriefen Jugendlicher an das Organ von „Zgoda“, das Wochenblatt „Glos Polski“, ist zu ersehen, was mit den „Ferienlagern“ in Polen und den Oder-Neiße-Gebieten bezweckt wird. Doch wurde bekannt, daß eine beträchtliche Anzahl der Jugendlichen enttäuscht in die Bundesrepublik zurückgekehrt ist, indem insbesondere die unsinnigen deutschfeindlichen Propagandaparenen bei ihnen Mißstimmung auslösten, die sie nach ihrer Rückkehr zum Ausdruck brachten. Inwiefern die Propagandaaktion Erfolg oder Mißerfolg gehabt hat, kann aber noch nicht abschließend beurteilt werden; denn es liegen andererseits Beweise dafür vor, daß die polnische nationalistische Agitation einige Teilnehmer an den „Jugendlagern“ beeindruckt hat.

Noch einmal: Sommerlich-Heiteres aus der Heimat „Muttä, sühst mi no?“

Wer die Antwort auf diese Frage wissen will, der muß sich zunächst einmal in Gedanken in ein wogendes Kornfeld der Gemarkung Niesewanz versetzen. Es war eine reine Freude, diese Pracht zu bewundern. Für mich, der ich des öfteren meinen in Niesewanz wohnenden Schwager besuchte, waren die Flurbesichtigungen eine willkommene Abwechslung. Dabei wurde dann oft der Ertrag der bevorstehenden Ernte geschätzt, und man stellte Vergleiche mit den Getreidefeldern der Nachbarn an. Jeder Bauer wollte ja nicht nur die größten Kartoffeln, sondern auch das beste Getreide haben. Es bestand also in jeglicher Beziehung ein gewisser Ehrgeiz. Obwohl es zu damaliger Zeit auch schon verregnete Sommer und durch Hagelschlag vernichtete Getreidefelder gab, wurden staatliche Beihilfen nach dem ersten Weltkrieg nicht gewährt. Klagen und Jammern half also nichts.

Soweit das Sommerliche. Nun folgt das Heitere!

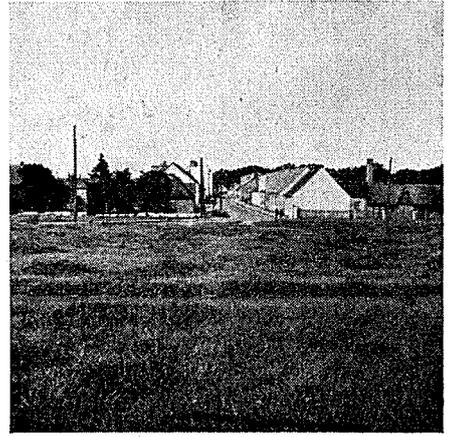
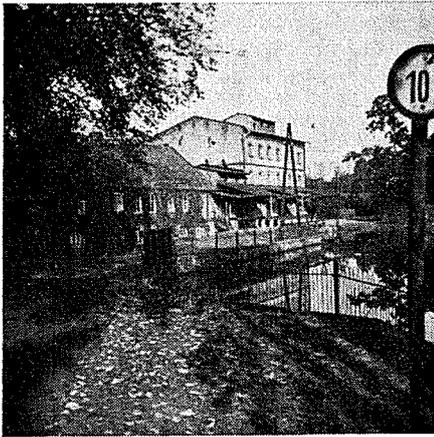
Es war an einem Sonntag, als ein Landmann mit seiner Ehefrau hinauszog, um seine Felder zu besichtigen. Nachdem Kartoffelschläge und das Sommergetreide in Augenschein genommen worden waren, begab man sich zum Roggenfeld, dem man stets eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte. Vermerken möchte ich hier noch, daß der Mann die stattliche Länge von 1,80 Metern aufwies. Als man an einem Feld angelangt war, auf dem der Roggen nach den Niesewanz Bodenverhältnissen eine gute Durchschnittshöhe besaß, begab sich der Bauer einige Schritte in die Ähren, wo er gänzlich untertauchte. Um nun seinem Ehegespons und dem in der Nähe befindlichen Grundstücksnachbarn seinen hohen Roggen zu dokumentieren, rief er mit kräftiger Stimme: „Muttä, sühst mi no?“, worauf seine Frau antwortete: „Nee, Vaude, itsch sei di ni mehe!“

Kurze Zeit hatte es sich herumgesprochen, daß der Bauer X in Niesewanz einen Roggen von 1,80 Metern Höhe habe. Dies kam einigen Berufskollegen in Dt. Briesen und in Lichtenhagen zu Ohren, die dann am Wachstum ihres Roggens Vergleiche angestellt haben sollen. —

Vielleicht regt dieser kleine Beitrag dazu an, so manche schöne Erinnerung an unsere geliebte Heimat wachzurufen.

Th. Rutzki

Neue Aufnahmen und Nachrichten aus unserer ostdeutschen Heimat:



Neue Aufnahmen aus Krojanke. Unsere Landsmännin Waltraud Bigalke sendet mit diesen Bildern allen Krojankern freundliche Grüße.

1. Reihe von rechts nach links: Bild 1: Schmekels Mühle; Bild 2: Die evang. Kirche. Im Hintergrund ein Neubau auf dem Grundstück des Hotels Kronprinz (Schwandt); Bild 3: Blick vom Marktplatz in die Lange Straße. Die Wiese grenzt an den Marktplatz. An der Ecke stand früher das Haus von Hueske. Von der Langen Straße ging es rechts in die Kurze Straße hinein. Hier sind alle Häuser zerstört.

2. Reihe von rechts nach links: Bild 1: Die Schulstraße vom Schützenhaus aus gesehen. Rechts die Möbeltischlerei Julich. Auf der linken Seite die Möbeltischlerei von Pommerening. Im Wohnhaus Pommerening befindet sich jetzt eine recht nett eingerichtete Kindertagesstätte. Bild 2: Die ev. Kirche Rechts das kleine Haus von Kremin. Man kann auch heute dort noch Haushaltswaren kaufen. Daneben ein neues Wohnhaus (früher Seelert). Bild 3: Ganz links wieder das Kreminsche Haus, dann das Haus von Fleischer Manke. Hier befindet sich auch heute wieder eine Fleischererei. Es folgt die Gaststätte von Schott, die auch heute wieder Gaststätte ist. Daneben befindet sich heute eine Tankstelle. Früher befand sich an dieser Stelle Kaisers-Kaffee-Geschäft. Anschließend daran folgte das Haus von Schur. Es ist aber nicht mehr auf dem Foto zu sehen. Heute befinden sich in diesem Hause drei Geschäfte. An der linken Seite ist ein Bäckerladen, rechts ein Lebensmittelgeschäft und oben im 1. Stockwerk kann man Stoffe, Wäsche und Bekleidungsstücke kaufen. (Weitere Aufnahmen aus dem heutigen Krojanke folgen.)

Pr. Friedlands Chancen

Pr. Friedland — eine Kleinstadt im Kreise Schlochau mit einer schöneren Vergangenheit als Gegenwart
(aus „Glos Koszalinski“)

Der II. Weltkrieg hinterließ hier seine Spuren, das Städtchen wurde entvölkert und alles Leben in ihm erstarb. Jahrelang sagten sich hier nur die Teufel Gute Nacht (eine poln. Sprichwortanwendung). Nur die mächtigen Wehrmauern und die alte Kirche erinnerten an eine bessere Vergangenheit und an den ehemaligen Glanz in dieser Stadt.

In der Stadt fehlte es besonders an industriellen Betrieben. Die jüngeren neuangesiedelten Polen verließen sehr schnell Pr. Friedland, arbeiteten in der Landwirtschaft oder führten jede sich anbietende Gelegenheitsarbeit aus. Diese Situation währte bis 1959. Pr. Friedland war kein Dorf, aber als Stadt hatte es jegliche Bedeutung verloren. Im Jahre 1959 wurde hier ein Tochterbetrieb der Schlochauer Holzverarbeitenden Industrie (Tischlerei) eröffnet. Die Einwohner Pr. Friedlands nahmen dieses Unternehmen jedoch nicht ernst, standen den Bemühungen der Betriebsleitung passiv gegenüber, und das Unternehmen mußte scheitern. Schließlich siedelte sich hier 1962 ein neues Unternehmen aus der metallbearbeitenden und Radiobranche an. Beim Ankurbeln der Produktion gab es natürlich auch wieder große Schwierigkeiten (Anm.: Das ganze Besatzerregime in Ostdeutschland schlittert doch nur von einer Schwierigkeit in die andere). In Polen angeworbene Spitzenkräfte betrachteten ihre Tätigkeit in Pr. Friedland als nur vorübergehend und wanderten bei der ersten passenden Gelegenheit wieder ab. Lang-

sam jedoch wurden die Schwierigkeiten besiegt (Anm.: ein typisch sowjet-polnischer Ausdruck für in diesem Falle „behoben“), die Belegschaftssolidarität wurde gefestigt und auch der technische Kader konsolidierte sich.

Die Produktionsergebnisse gaben über die Stabilisierung genügend Aufschluß, so betrug der Umsatz 1965 rd. 10,5 Millionen Zloty (ca. 1,05 Mill. DM), der Produktionsplan für 1966 sah einen Umsatz von 12,8 Mill. Zloty vor, der Betrieb, genannt „Demet“, wird voraussichtlich jedoch einen Umsatz von 16 Mill. Zloty erreichen. Außer innerbetrieblicher Schulung der Belegschaft sollen hier jährlich 20 Absolventen der Schlochauer Berufsschule Arbeit finden. In Pr. Friedland fehlt es vor allem noch an Arbeitsplätzen für Frauen. Die Betriebsleitung plant, ca. 40 Frauen anzulernen und sie bei späteren Präzisionsarbeiten (z. B. Radiospulen u. a.) zu beschäftigen. Die Belegschaft dieses einzigen Produktionsbetriebes in der ganzen Umgebung wird aufgefordert, auch das heute noch nicht vorhandene kulturelle Leben in Pr. Friedland zu aktivieren, denn nur dieses ist der Weg, aus einer schönen Vergangenheit die Grundlagen einer Zukunft zu legen.

Bemerkung: Ich habe schon des öfteren solche optimistischen Wünsche in der amtlichen Parteizeitung der polnischen Okkupanten gelesen, leider muß ich aus jedem neuen Artikel über Pr. Friedland folgendes entnehmen: Viel Wunschenken, viel Eigenlob, aber leider nichts Neues, sondern Hinausschieben der Lotterwirtschaft bestimmen das Bild unserer Heimat. Ich glaube dieser Zustand wird sich erst ändern, wenn das Land dem rechtmäßigen Eigentümer zurückerstattet wird.

„Der Grenzmarkkrappe“

Wo liegen die Grenzen unserer Heimat?

Grenzen gab es und wird es auch weiterhin geben. Grenzen, die Menschen und Anschauungen trennen, die unüberwindbar und unüberwindlich sind. Grenzen trennen aber nicht nur Machtblöcke und Völker, sondern auch Familienbände, Freunde und wirtschaftliche Verbindungen.

Die derzeitigen Hoffnungen auf Beseitigung der Grenzen, wenigstens in einem Teil Europas, sind mehr Wunsch als Realität; denn solange nicht andere bereit sind, ihre eigenstaatlichen Interessen einem allgemeinen Interesse unterzuordnen, ändert sich nichts. Schöne Worte werden zu dieser Frage genug und lange genug gesprochen. Aber hinter den Kulissen läßt sich's anders hören. Erleichterungen im Grenzverkehr sind zwar brauchbar, dienen aber mehr oder weniger nur eigenen Belangen der betroffenen Partner.

Wir reden ständig von einer Zone innerhalb Deutschlands, die anderen drüben aber von einer Grenze. Von der Staatsgrenze der „DDR“ gegenüber Polen, also unserer Heimat, spricht man kaum mehr. Jahre sind vergangen und werden vergehen und immer mehr wird dieser Trennungsstrich aus der Politik verschwinden, weil er eben nicht lösbar ist.

Eine Grenze, gezogen von Menschen, die nichts verstanden haben und das wiederholen, was bereits einmal einen Keil in unser Vaterland trieb.

Vor 47 Jahren, als ganze Provinzen einem anderen Staat zugeteilt wurden. Und doch war damals noch vieles anders, menschlicher will ich sagen, als es vor 21 Jahren war. Obwohl auch damals Gewalt vor Recht erging.

Das will aber niemand mehr wissen, am allerwenigsten diejenigen, die aktiv an dieser Grenzziehung beteiligt waren. Aber etwas anderes spielt dabei eine Rolle.

Polen, unser späterer Nachbar im Osten, hatte rund 150 Jahre auf diese „Auferstehung“ gewartet. Es hatte aber auch etwas getan, nämlich nicht geschlafen! Das unseren Freunden und Feinden so verhaßte Nationalgefühl bei uns Deutschen hatten die Polen nicht verloren und waren sich in jeder Generation darin einig, daß Polen nicht verloren ist, solange es wachgehalten wird.

Der Verfasser ist in Bromberg groß geworden. Schon als Kinder spielten wir mit den wenigen Kindern, deren Eltern polnischer Abstammung waren. Es waren nicht viele, denn Bromberg hatte bis zum 1. Weltkrieg knapp 5 Prozent Polen in seiner Bevölkerung. Irgendwelche Gegensätze, etwa „Du Niemiec“ (Deutscher) und „Du Polack“ gab es nicht. Aber eines gab es: einen Zusammenhalt unter den polnischen Kindern. Erst viel später war zu erkennen, daß dieses Zusammengehörigkeitsgefühl in den Familien anerzogen wurde. Man hatte eben nicht vergessen, daß Ahnen und Urahnen einem anderen Volk angehört hatten. Und man kannte seine Vergangenheit genau. Das wurde dann auch ganz deutlich, als ich in Thorn Soldat wurde. Einer meiner Batteriechefs, damals an der Westfront, hatte sich Anfang 1918 von der Truppe abgesetzt, man hielt ihn für tot. 1920 tauchte er bei einem polnischen Regiment in Thorn wieder auf! Er hatte seine „Pflicht“ gegenüber seinem Volke getan.

Aber nicht nur in den damals deutschen Landesteilen zeichneten sich die Bestrebungen nach der Wiederherstellung eines eigenen Staates ab. Als ich 1916 an der Ostfront stand, es war in dem damaligen Galizien, hatten wir Landser Gelegenheit, uns genügend mit den Einwohnern zu unterhalten. Nicht alle sprachen nur Polnisch. Und evakuiert wurde damals noch nicht. Wer fliehen wollte, der ging, viele blieben da. Auch hier kennzeichnete sich der Wille des polnischen Teiles der Einwohner zur Eigenstaatlichkeit. Auch hier also wie im Raum Lemberg, Brest und Krakau zeichneten sich deutlich die Richtungen ab, die dann 1919 zum Erfolg führen sollten.

Viele Jahre gingen hin. 1943 und 1944, als ich unter ganz anderen Voraussetzungen in Polen war und engen Kontakt zur polnischen Bevölkerung haben durfte, zeigte sich, daß der alte Geist nicht untergegangen war, im Gegenteil, er war stärker geworden. Nicht nur die äußeren Umstände der Schikane und Drangsalierungen hatten das bewirkt, sondern der Wille zur Wiederherstellung des eigenen Staates. Er war schon den Kleinsten eingepflanzt und hatte sich so wieder durch eine Generation hindurch fortgesetzt. Man würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn man glauben wollte, daß allein die deutsche Besetzung der Grund für die weitere Entwicklung gewesen wäre. Ich habe mich mit Polen aller Schichten und Altersklassen, sogar ehemals zaristischen Offizieren, die dann im eigenen Staat führende Stellungen einnahmen, unterhalten können. Ich hatte trotz aller Bedenken, die mir selbst oft kamen,

wirkliche Freunde unter ihnen. Mehrmals habe ich das sogar erfahren dürfen, wenn, von unsichtbarer Seite gelenkt, Aktionen gegen Deutsche im Wege von Überfällen u. ä. inszeniert worden waren.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich mit deutschen Dienststellen darüber zu unterhalten, leider waren diese ebenso machtlos wie wir auch. Vieles war grundfalsch und manches hätte sich anders entwickelt. Aber eines nicht: die Wiederherstellung eines selbständigen Staates Polen.

Was dann weiter geschah, mögen die Geschichtsschreiber untersuchen. Deutschland hatte 1938 wie auch 1945 andere Sorgen, als sich derer anzunehmen, die ganz besonders durch den Verlust der Heimat betroffen wurden.

So schnitt also eine Grenze auch durch unseren Heimatkreis Flatow. Sie trennte Familien und Freundschaften, sie verursachte Schwierigkeiten, sie war ein Fremdkörper mitten in unserer Heimat. Von uns aus gesehen! Aber sie war ein Erfolg richtungweisender und zäher Erziehung von Generation zu Generation — für Polen!

Warum ich das schreibe?

Weil ich nicht mehr daran glauben kann, daß es uns jemals gelingen dürfte, mehr als ein duldsames Zusammenleben „an der Grenze“ zu erreichen. Ganz einfach, weil es **nicht nur machtpolitische Konzepte** sind, die das verhindern, sondern **unsere eigene Einstellung**. Unsere gleichgültige und unverständliche Haltung im Hinblick auf die Vergangenheit unseres Ostens ist es, die es unmöglich erscheinen läßt, ein Heimatgefühl zu erhalten und den kommenden Generationen etwas mitzugeben, was den Polen im Blut liegt: nämlich **Treue zur Heimat**.

Und da liegen z. Z. unsere Grenzen. Alles, was man heute sagt und verspricht, geht an uns vorbei. Als ich im Jahre 1956 mit einer größeren Zeitung einen Schriftwechsel darüber führte, daß es unverständlich wäre, den Vertriebenen eine Rückkehr in Aussicht zu stellen, schaltete sich ein Abgeordneter des Bundestages ein und schrieb mir in längeren Ausführungen, ich hätte zwar die Lage ganz nüchtern betrachtet und er könne mir seine Zustimmung nicht verweigern, man müßte jedoch in bezug auf die ältere Generation der Vertriebenen diesen die Hoffnung nicht zerstören! Und so blieb es.

Die Entwicklung in Fragen unserer Heimat zeigt eine zunehmende Verflachung bei allen Stellen und schweigt z. Z. über dieses Thema ganz. Mit Totschweigen hofft man also diese Fragen sich allein erledigen zu lassen. Es geht nur noch um die Wiedervereinigung. Gewiß ein Thema von größter Bedeutung, aber auch hier ist es angezeigt, den Finger auf Wunden zu legen. Man kann bei einer Wiedervereinigung nicht heilen, wenn der Arzt für seinen Patienten nicht die Voraussetzungen mitbringt.

Und hier hapert es! **Mit Wunderwirtschaftsmenschen, die nur gewohnt sind, an das eigene Ich zu denken, wird schwer etwas anzufangen sein.** Es ist eigentlich bisher alles versäumt worden, Menschen heranzubilden, welche für derartige Aufgaben geeignet sind.

Unsere jungen Menschen haben von der Schule kaum etwas mitbekommen, was der Sache „Heimat“ nützlich sein könnte. Es ist einfach traurig festzustellen, daß Jugendliche, die die Volksschule hinter sich haben, über den Osten so gut wie nichts gelernt haben. Ich brauche mich hier nur umzusehen. Viel weiter als die Kenntnisse über den Regierungsbezirk geht das Wissen nicht hinaus. Ich habe vier junge Leute befragt, die kaum einen Städtenamen des Ostens, ja sogar nicht einmal aus der Zone kennen.

Und wenn ich erst vor wenigen Wochen in einer großen Zeitung des Ruhrgebietes lese, daß bei einer Prüfung von 150 jungen Leuten — es handelte sich um eine Fachprüfung, also um Menschen im Alter von durchschnittlich 20 Jahren — rund 60 Prozent der Befragten bekannte Städtenamen des Ostens nicht wußten, **einige sogar Königsberg als russisches Dorf bezeichneten**, von anderen Namen ganz zu schweigen, so zeigt das klar die Verwirrung in der Geographie.

Aber das ist eine Unterlassungssünde, für die der Nachwuchs nicht verantwortlich gemacht werden kann.

In dieser Generation der heute Zwanzigjährigen liegt also wieder eine Grenze: die Unmöglichkeit, von ihnen zu verlangen, sich für etwas zu erwärmen oder einzusetzen, was sie nicht kennen. Sie ist nicht dazu geeignet, den Heimatgedanken zu verarbeiten und aus ihm die Kraft wachsen zu lassen, welche erforderlich ist, sei es, wann es auch sei, der Heimat die Treue zu bewahren.

Es ist schade darum, und deshalb sollte niemals vergessen werden, was Generationen vor ihnen bei uns und den anderen jenseits der Grenze durchmachten und trotzdem ihr Ziel nicht aus den Augen verloren.

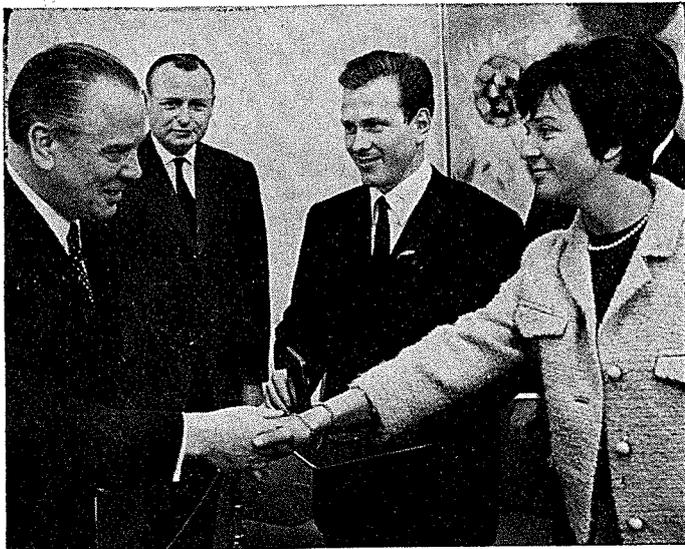
Ist vielleicht der Grund für das große Schweigen über unsere Heimat darin zu suchen, daß ein vereinigtes Europa einmal alle Fragen lösen soll?

Zu einem solchen Europa gehören aber auch die Gebiete östlich der Elbe, Polen, Ungarn, Rumänien usw. Ist für die Verantwortlichen Europa etwa an der Zonengrenze zu Ende? Soll das ein Europa des Westens allein werden? Das könnte dann allerdings einmal dazu führen, daß der Westen als „Spalter“ Europas beurteilt werden würde.

Wir wollen uns keinen Illusionen hingeben: solange Hammer und Sichel jenseits der Elbe herrschen, bleiben Bestrebungen im westlichen Sinne eine Utopie. Die Weltrevolution ist das Ziel dieser Diktatur, die nichts mehr herausgibt, was sie schon hat, die viele Wege hat, sich durchzusetzen, ohne die Waffen erheben zu müssen.

Wir richten unsere Blicke immer nach Amerika. Eine Zeitung schrieb vor wenigen Tagen bereits davon, daß wir uns zu sehr abhängig machten, soweit es nicht Nato usw. verlangen.

Wir sind nicht immer allein die Sündenböcke gewesen, die die Welt in Unruhe stürzten. Warum sollen wir daher für alle Zeiten auf unsere Heimat verzichten? Geduld müssen wir haben, aber auch den Nachwuchs, der gewappnet ist, der auch nicht müde wird, wenn uns Deutschen alles in die Schuhe geschoben wird.



Silberlorbeer für Eberhard Schöler

Bundesinnenminister Lücke hat in Bonn dem fünfmaligen deutschen Tischtennis-Einzelmeister Eberhard Schöler (Flatow) für seine hervorragenden sportlichen Leistungen das vom Bundespräsidenten Heinrich Lübke verliehene Silberne Lorbeerblatt, die höchste deutsche Auszeichnung auf dem Gebiete des Sports, überreicht. Der fünfundzwanzigjährige Student der Betriebswissenschaft, der seit 1962 den deutschen Titel hält und 1965 Dritter der Weltmeisterschaft wurde, wohnt mit seiner jungen Frau Diane, die selbst mehrfache Europameisterin im Tischtennis ist, in Düsseldorf-Eller, Krippstraße 48. Eberhard Schöler ist der jüngste Sohn des verstorbenen Kreisbaumeisters Friedrich Wilhelm Schöler und seiner Ehefrau Luise geb. Mausolf aus Flatow.

Unser Foto: Bundesinnenminister Paul Lücke begrüßt Frau Diane Schöler. Links neben ihr der deutsche Meister Eberhard Schöler. Foto: Munker

Ortsverband Osnabrück und Umgebung

Zu einer „Fahrt ins Blaue“ starteten die Mitglieder der Heimatkreisgruppe Schlochau/Flatow, Ortsverband Osnabrück und Umgebung, am Sonntag, dem 7. August 1966. Trotz Regens hatte sich doch eine große Anzahl unserer Landsleute eingefunden. Die Fahrt ging durch das schöne Osnabrücker Land zum Zielort Glandorf. Hier konnte unser 1. Vorsitzender, Lds. Aloys Spors, auch die in Glandorf und Umgebung wohnenden Landsleute begrüßen. Mit einer flotten Kapelle verlebte man schöne Stunden frohen Beisammenseins im Kreise der alten Heimatfreunde. —esp—

Wie sagte doch Stanley Baldwin, der Lordpräsident des englischen Staatsrates in seiner Rede im Unterhaus schon am 10. 11. 1932: „Die einzige Verteidigung ist ein Angriff, das heißt also, man muß mehr Frauen und Kinder töten als der Feind, wenn man sich selbst schützen will!“ Und Churchill äußerte gegenüber dem General Robert E. Wood im November 1936: „Deutschland wird zu stark, wir müssen es vernichten!“

Diese Einstellungen, die sich noch zahlreich dokumentarisch belegen lassen, sind nicht unschuldig an dem Verlust unserer Heimat. Jalta war der Grundstein für das, was im Osten ganz besonders geschah.

Wir tragen das Los, weil es ein Schicksal so wollte. Wir sollen aber stets daran denken, daß es gerade unser Nachbar Polen war, der in allerhärtesten Jahren und Stunden nicht mutlos wurde.

Grenzen sind Menschenwerk und nie ewig! Aus ihnen wird, was Werden und Vergehen in der Natur uns zeigen. Aber die Wurzel muß für einen solchen Vorgang gesund sein. Diese Grenzen haben einen ungesunden Wurzelstock.

Nun liegt es an uns, unsere Kinder und Nachfolger mit der Treue zur Heimat vertraut zu machen, ihnen einzudrillen, was es heißt, Heimat und alles, was damit zusammenhing, zu verlieren. Was das Elternhaus nicht schafft, kann nicht von anderen erwartet werden.

Erst wenn dieser Gedanke verloren ist, dann sind die Grenzen endgültig.

Joh. Seele

Das Baldenburger Treffen in Berlin

Vor 21 Jahren haben wir unsere Heimat verlassen müssen. Die dort zuletzt Geborenen sind erwachsen und großjährig, ganz sicher auch eine Anzahl von ihnen Mütter einer neuen Generation, der auch von ihren Eltern nichts mehr von pommerschen Wäldern, Seen, der Landschaft und den Menschen im heimatlichen „Platt“ erzählt werden kann. Wieviele von den ehemaligen Baldenburgern haben ihnen inzwischen Platz machen müssen? Von unserem Treffen 1958 bis zum jüngst verflorenen, dem dieser Bericht gilt, habe ich mehr als 160 Verstorbene den Heimatfreunden bekanntgeben müssen; ob es wohl die Hälfte oder noch ein geringer Teil der Heimgegangenen aus Baldenburg gewesen ist?

Mit wenig Hoffnung und viel Beklemmung wird deshalb zum alljährlich einmaligen Treffen eingeladen und die Frage bleibt offen — werden es noch so viele Besucher sein, daß wir alle und unser freundlicher Festwirt, „der Prälat“ in Schöneberg, weiterhin Interesse an dem Baldenburger Treffen haben? Aufs Modernste renoviert und noch z. T. im Bau befindlich hat die „Prälat“-Geschäftsleitung auf meine diesbezügliche besorgte Frage geantwortet: „Die Baldenburger sind uns immer willkommen.“ Nun, der Besuch ließ nichts zu wünschen übrig. Seit der Mauererrichtung um 170 Personen pendelnd, waren die gut 200 Teilnehmer am 26. Juni und die rund 70 Teilnehmer am gemütlichen Abend des 25. Juni beim Eisbeinwirt für alle Beteiligten eine Freude.

Zwei in der letzten Woche vor dem Treffen eingetretene tragische Todesfälle, 46 und 42 Jahre alte Angehörige der Familien von Hanne Raddatz und Kestner, waren für den großen Kreis der näheren Bekannten eine schmerzliche Nachricht und fanden herzliche Teilnahme. Baldenburger aus der Zone hätten wir gern mehrere willkommen geheißen, nur 8 von ihnen konnten dabei sein. Bei Rentnerurlaub nach Westberlin müssen unsere Landsleute während ihrer Urlaubszeit in Berlin bleiben und können zu keinen Verwandtenbesuchen in die Bundesrepublik fahren — das schränkt ihre Teilnahme am Baldenburger Treffen sehr ein, und deshalb bitten wir immer wieder die westdeutschen Landsleute, sich mit Verwandten und alten Freunden in Ostberlin zu verabreden. Nach der Durchsicht der Teilnehmerliste vom 26. Juni stellte sich heraus, daß die Erhöhung der Besucherzahl den Landsleuten aus dem benachbarten Eickfrier, Grabau und Gr. Wittfelde zu verdanken war.

Mit besonderem Dank an die 30 westdeutschen Teilnehmer unseres Treffens hoffen wir, daß sie sich künftig noch zahlreicher einfinden mögen. Wenn auch das Werbewort „Berlin ist eine Reise wert“ etwas veraltet sein mag, so glauben wir doch, daß ihre Teilnahme am Baldenburger Treffen im „Prälat“ kein Beweis dafür, ihnen jedoch eine Freude war.

Mit herzlichem Gruß! Die Baldenburger in Berlin

G. Dittmar

Der Heimatverein Pr. Friedland u. Umgebung zu Berlin meldet: Sommerausflug und „Tag der Heimat 1966“ in Berlin

Zwei ereignisreiche Sonntage waren für viele Mitglieder die des 21. und des 28. August 1966. Am 21. August unternahm der Verein einen Sommerausflug wieder als eine „Fahrt ins Blaue“. Dieser Ausflug war als Dampferfahrt über ein Jahrzehnt Tradition gewesen. Immer gehörte schönsten Sommerwetter dazu, bis dann der 1. Vorsitzende Erich Frase im vorigen Jahr auf die Idee kam, mal eine Autobusfahrt starten zu lassen. Petrus bescherte wiederum das traditionelle Schönwetter dazu. In diesem Jahre aber ließ sich der Gute nicht übertölpeln, als wieder ein Ausflug mit fünfzig Teilnehmern unter liebevoller Betreuung durchgeführt wurde.

Nach einem Gewitter am frühen Morgen, als sich alle Fahrgäste um neun Uhr vor dem Hause Karstadt, Neukölln, versammelten, setzte ein Dauerregen ein, der erst um fünf Uhr nachmittags endete. Und gerade diese Fahrt durch die südlichen und westlichen Randgebiete West-Berlins wäre bei Sonnenschein zu einem einmaligen Erlebnis geworden. Sie wurde es aber trotzdem, weil sie im 35-km-Tempo durch Gegenden führte, die viele der Teilnehmer noch nie gesehen hatten. Ging es doch durch die neue „Gropius-Siedlung“ in Rudow, Britz und Buckow mit ihren Riesenbauten, weiter durch Alt-Marienfelde und Lankwitz an der Pädagogischen Hochschule vorbei, über Lichterfelde, weiter „Unter den Eichen“ und die „Potsdamer Chaussee“ entlang bis zum „Autobahn-Kleeblatt“ an der Zonengrenze, am „Großen Wannensee“ in die dichtbelaubte „Havelchaussee“ am „Grunewaldturm“ und „Schildhorn“ vorbei. Weiter ging es über das „Postfenn“ nach Spandau hinein zum Endziel der Fahrt, dem Haus „Schönblick“ am „Alemannenufer“ in Spandau-Hakenfelde mit seiner schönen Gartenterrasse am Ufer der breiten Havel. Auf dieser fuhren trotz des Regens viele Ausflugsdampfer, leider fast ohne Fahrgäste, und sie wirkten so durch die Fenster des Restaurants und den rieselnden Regen gesehen wie Geisterschiffe. Es konnte daher von der Terrasse aus zu den Schiffen hinüber kein sonst übliches Hin- und Herwinken die Stimmung erhöhen. Aber ein vorzügliches Mittagessen und das gemeinsame Kaffeetrinken ließen die Stunden bis fünf Uhr angenehm vergehen, bis der Regen endlich aufhörte und der 1. Vorsitzende seine Gefolgschaft zu einem kleinen Spaziergang anstelle der sonst üblichen Gesellschaftsspiele hinausführte. Um sechs Uhr abends wurde die Rückfahrt, jedoch im schnelleren Tempo über die „Heerstraße“ durch andere Teile des riesigen Berlins unter Gesang beliebter Heimat- und Wanderlieder angetreten, bis gegen einhalbacht Uhr abends der Neuköllner „Hermannplatz“ als Ausgangspunkt nach einer trotz des Regens doch wundervollen heimatkundlichen Fahrt wieder glücklich erreicht wurde.

Der „Tag der Heimat 1966“ am 28. August stand unter dem Motto „Heimat — Vaterland — Europa“ und im Zeichen herrlichsten Sommerwetters. Man konnte das schöne Wetter aber leider nicht ausnutzen, da die traditionelle Versammlungsstätte, die herrliche „Waldbühne“, seit dem „Radau-Konzert“ der „Rolenden Steine“ im September des vorigen Jahres noch nicht völlig wiederhergestellt war. Vizkanzler und Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen Dr. Erich Mende, einer der vier Hauptredner der Veranstaltung, die im Riesenraum der Deutschlandhalle stattfand und an der auch viele Mitglieder unseres Heimatvereins teilnahmen, sagte hierzu sehr treffend: „Zügellosigkeit und mangelnde Selbstbeherrschung haben die traditionelle Stätte des Tages der Heimat, die Waldbühne, zerstört, die den Rahmen aller Veranstaltungen abgab“. Aber auch der außenpolitische Rahmen des diesjährigen „Tages der Heimat“ sei viel enger geworden durch den Vietnamkrieg, durch den sowjetisch-chinesischen Konflikt und durch die eigenständige Politik de Gaulles. Die Friedensnote der Bundesregierung vom letzten Frühjahr habe keine Ergebnisse gezeitigt, insbesondere nicht auf die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes des deutschen Volkes. Auch der Wiedervereinigung seien wir fern denn je. „Trotzdem“, so führte Willy Brandt als weiterer Redner daraufhin aus, „sollten alle Vertriebenen mithelfen, für Deutschland die lebensnotwendige Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen“. Die Vertriebenen seien nicht Militaristen, Revanchisten oder gar Nationalsozialisten, wie die Kommunisten des Ostsektors der Stadt es dauernd behaupteten.

Die Veranstaltung selbst wurde von Orchestern, Chören, Tanzgruppen und in- und ausländischen Trachtengruppen festlich ausgestaltet, so daß die bis unter das Dach besetzte Deutschlandhalle wiederholt von spontanen Beifallkundgebungen erfüllt wurde und der „Tag der Heimat“ in Berlin würdig und eindrucksvoll den Reigen der gleichen Veranstaltungen im Bundesgebiet eröffnete.

Willy Zuch



Dieses Bild zeigt eine Klasse der Höheren Töchtertschule zu Pr. Friedland etwa im Jahre 1922.

Von links nach rechts: Gertrud Lomnitz; Ilse Zierke; Anni Kathke; Ruth Bigalke; Hilde Falk; Gerda Klatte; Friedel Prah!; Hilde Patzer und Annemarie Patzwahl.
(Einges. von Ldsm. H. Doering)

Endlich waren die Ferien da!

Erinnerungen an meine Schulferien, die ich bei den Großeltern, bei Tanten und dem Onkel als Berliner Kind verleben durfte.

Von Margarete Thiele

So ungefähr zehn Jahre war ich alt und man schrieb das Jahr 1917, als ich zusammen mit meinem Bruder bei Herrn Lehrer Rekow in Krummensee im Kreise Schlochau für ein halbes Jahr die Schule besuchte. Als munteres Zwillingen-Mädchen (Tierkreis) hatte ich bald eine Freundin, deren Eltern die Gastwirtschaft in K. betrieben und Großvaters Nachbarsleute waren. Eines Tages hatten wir Mädchen einen Plan gefaßt: wir wollten Wespen in einem Sack fangen. Im Garten hinter dem Haus, wo die Kartoffeln standen, hatten wir ein Nest voller Wespen entdeckt. Ein Spaten, ein Persilkarton und ein Sack waren bald gefunden. Wir gruben zunächst die Erde fort, stellten dann den Karton, in den wir ein Loch geschnitten hatten, in die entstandene Vertiefung und bohrten dann mit einem Stock in der Erde herum, um die Wespen zu ermuntern, herauszukommen. Als es summte, legten wir den Sack mit der Öffnung auf den Karton und warteten darauf, daß die Tierchen nun in den Sack kriechen würden.

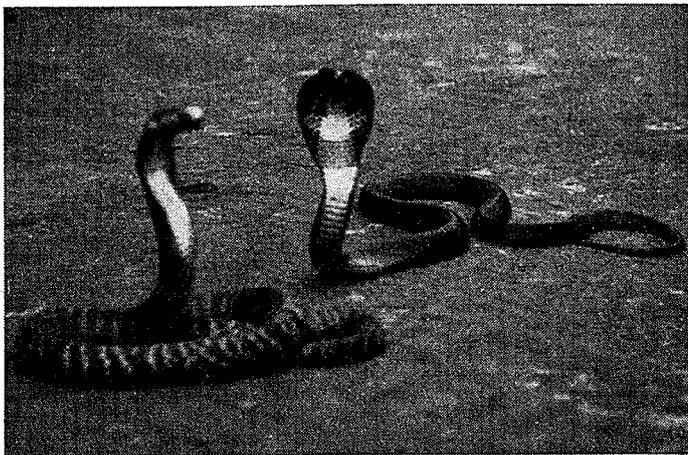
Auf einmal aber quoll es an der Seite unter dem Karton hervor und summte um meinen Kopf herum. Schreiend liefen wir davon, ich mit einer ganz ansehnlichen Beule über dem Auge, das bald zuschwoll. Ob ich nun Schelte oder aber Prügel dafür bekam, weiß ich nicht mehr zu sagen. An der für den nächsten Tag geplanten Kutschfahrt nach Stegers durfte ich aber zur Strafe nicht teilnehmen.

Wieder einmal weilte ich in Krummensee zu Besuch. Diesmal war es Herbst. Mein Onkel fuhr mit uns nach Flederborn zu Tante Frieda. Wir wollten dort Kartoffeln sammeln. Das war eine schöne Zeit. Frühmorgens wollten wir immer nicht aufstehen. Meine Tante, die aber den Schalk im Nacken und im Schrank ein Grammophon hatte, kam dann mit einem zünftigen Marsch oder mit einem Choral ins Schlafzimmer und stellte uns den Kasten ans Bett.

Nach vierzehn Tagen machten wir uns auf die Heimreise. Dafür spannte meine Tante ein ziemlich junges Pferd vor einen hohen Korbwagen. Wir waren zu viert in diesem Gefährt. Hinten saßen eine Tante und ich, vorn saß die andere Tante mit meiner zwölfjährigen Kusine. Als wir uns Landeck näherten, wies meine Tante mit der Peitsche nach rechts und fragte uns, ob wir einmal dort entlang fahren wollten. Als wir dieses bejahten, bog sie in einen Seitenweg ein und — o Schreck! — es ging ziemlich steil den Weg hinunter. Auf der Straße sahen wir viele Menschen. Wir fuhren langsam hinter diesen her. Plötzlich fing aber eine Blaskapelle an zu spielen, das Pferd raste los und der Wagen stürzte über die Bordkante einer Straße. Dabei kippte er um. Meine Tante wurde leicht verletzt, ich selbst fiel auf meine Tante und kam mit dem Schrecken davon, den anderen passierte auch nichts. Die Deichsel des Wagens aber war zerbrochen. So endete unsere Kartoffelsammel-Reise nach Flederborn. — Später lasen wir von diesem Unfall sogar in einer Berliner Zeitung.

Meine Mutter ist eine Tochter des im Jahre 1919 verstorbenen Bauern Theodor Zander aus Krummensee.

Werbt für die Heimatzeitung!



Zwei der gefährlichen Kobras, denen man in Pakistan begegnen kann. Als schlaue Tiere starren sie interessiert in die Kamera.

Nach kurzer Zeit hatten wir uns auch hier wieder eingelebt und alles ging seinen gewohnten Gang. Leider war ich sehr viel unterwegs, und so hatte ich wenig Gelegenheit, meine Frau auszuführen, denn hier hatte man allerlei Möglichkeiten: amerikanischer Club, chinesisches Restaurant, Hotel und mehrere Kinos. Allerdings wurden nur englische Filme gespielt. Meine Frau nutzte alle Gelegenheiten aus, um immer wieder etwas anderes zu sehen. Ich glaube, sie kannte die Stadt Dacca nachher besser als ich.

Der Himmel hatte nun richtig seine Schleusen geöffnet, der Monsun (Regenzeit) begann. Es regnete 4 bis 5 Tage hintereinander, auf einmal schien die Sonne wieder für einen Tag, und man sah dann die Dünste emporsteigen. So nahm auch die Luftfeuchtigkeit von Tag zu Tag zu. Die Feuchtigkeit war in den Räumen so groß, daß wir manche Nächte nicht schlafen konnten. Sogar die Kleidung im Schrank fing an zu schimmeln und die Schuhe bekamen Stockflecke. So beschlossen wir dann, uns eine Klimaanlage zu kaufen. Leider sind in Pakistan alle elektrischen Geräte sehr teuer. Wir mußten also unserer Gesundheit zuliebe 2700 Rupees bezahlen, das sind ungefähr DM 2300,—. Wir aber waren glücklich, denn in unseren Räumen war es von jetzt an immer angenehm kühl und trocken.

Eines Morgens standen wir nichtsahnend auf, aber bald ging schon die Kunde von Mund zu Mund: „Krieg zwischen Indien und Pakistan!“ Wir wollten es alle gar nicht glauben, denn der Gedanke war uns nicht gerade angenehm. Ich befand mich wieder einmal außerhalb, meine Frau war in Dacca allein, und ich wußte genau, daß sie sich große Sorgen machte. Ehe ich noch richtig überlegen konnte, was zu tun war, hieß es, daß sich indische Flugzeuge über unserem Gebiet befänden. Es wurden 3 Bomben und 2 Raketen abgeworfen, aber alle verfehlten ihr Ziel. Nun gab es für mich kein Halten mehr. Ich würde schon irgendwie nach Dacca kommen. Mit den Zügen wurden nur Soldaten befördert, aber da ich Europäer war, wurde ich bevorzugt und durfte mit einigen Offizieren in der 1. Klasse fahren.

Nach etwa 24 Stunden Bahnfahrt hatte ich Dacca erreicht (für diese Strecke braucht man sonst 12 Stunden).

Meine Frau war vollkommen mit den Nerven fertig, denn sie hatte gehört, daß in dem Gebiet, wo ich war, Bomben gefallen seien. So war sie heilfroh, als ich schmutzverschmiert und todmüde vor ihr stand.

Am nächsten Tag wollten wir ein bißchen Vorrat einkaufen, aber wir hatten schon zu lange gewartet. Es gab weder Butter noch Mehl, Reis oder Zucker. Zu guter Letzt gab es dann doch noch etwas, aber unter dem Ladentisch und für enorme Preise. Es war von einem Tag zum anderen alles um hundert Prozent teurer geworden. Was blieb uns übrig, als es trotzdem zu kaufen. Aber viel schlimmer waren die armen Pakistaner dran. Wie sollten diese sich für so viel Geld etwas kaufen, wo sie doch nur so wenig verdienen! Von nun an mußten jeden Abend die Fenster verdunkelt sein und wenn Licht nach außen schien, konnte man ziemlich sicher sein, daß sich Pakistaner vor dem Haus drohend zusammenballten und „Licht aus!“ riefen oder, wenn das keinen Erfolg hatte, die Fensterscheiben einwarfen. So saßen wir jeden Abend bei Kerzenschein, tranken Whisky und fragten uns, wie das wohl enden würde.

Vom Krieg spürten wir nicht allzuviel, denn das meiste spielte sich in Westpakistan ab. Plötzlich richtete sich der Haß der Pakistaner gegen alle Europäer, und wir bekamen es öfter in der Stadt zu spüren. Studenten in großen Gruppen gingen

Pakistan ist ganz anders

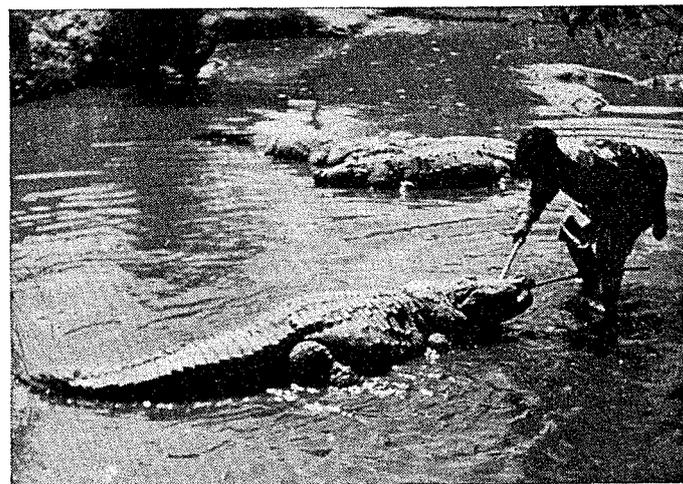
Reisebericht von Inge und Hans Herlitz (Schönfeld, Kreis Flatow) aus Pakistan (Vorderindien)

3. Fortsetzung

mit Transparenten durch die Straßen. Mit Riesenschritten stand darauf zu lesen: „Alle Ausländer raus!“ Auch kam es vor, daß Pakistaner drohend ihre Fäuste hoben, wenn wir vorbeifuhren. Es war alles andere als rosig.

So hieß es eines Tages, alle Ausländer würden ausgeflogen. Auch unser Konsulat stand in Direktverbindung mit Bonn. Dort stand für uns eine Düsenmaschine bereit. Wenn es erforderlich gewesen wäre, wäre die Maschine in einigen Stunden bei uns gewesen. Das war für uns eine große Beruhigung. Jeden Tag kam ein Herr oder eine Dame vom Konsulat und erkundigten sich nach unserem Wohlergehen.

Nach etwa 8 Tagen, an einem Sonntag, war es dann soweit. Die ersten Maschinen der Amerikaner und Kanadier setzten zur Landung an, denn die ersten Europäer sollten ausgeflogen werden. Im ganzen kamen sieben große Maschinen, und es dauerte nicht lange, so waren alle Familien an Bord und „ab ging es“. Wir sahen den Maschinen mit traurigen Blicken nach und hofften, daß es bei uns auch bald so weit wäre; aber nein, der Deutsche harrete aus. Einige Tage später wurde uns der Waffenstillstand gemeldet und somit fing unser geregelter Leben wieder an.



Alligatoren oder Krokodile, die wir auf unserer Rundreise in Pakistan antrafen. Sie sehen hier so harmlos aus. Wehe dem Schwimmer aber, der sich ihnen im Fluß nähert.

Weihnachten kam mit großen Schritten auf uns zu. Meine Frau fing an, für sämtliche Kinder der Firma etwas zu basteln; auch für mich wurden heimlich einige Sachen eingekauft. Wie aber sollte es weihnachtlich werden, wenn draußen die Sonne scheint und 30 Grad Wärme sind! An einen Tannenbaum war nicht zu denken. Also mußten wir uns selbst etwas ausdenken. Meine Frau fand auch einen Weg: Ein grüner Busch kam in eine große Vase und wurde mit Lametta behängt. Das war unser Weihnachtsbaum. Sechs große Kerzen wurden mit Silberband und Kugeln verziert und um unseren „Weihnachtsbaum“ gestellt. So kam der Heilige Abend und alles war wunderschön. Wir dachten zwar ein bißchen wehmütig an Deutschland, denn unsere Verwandten mußten ohne uns sein und wir ohne sie.

Im Januar hieß es, daß wir früher als vorgesehen in die Heimat zurückgehen würden, und zwar Ende März. Im Februar fing meine Frau schon an, Geschenke für die ganze Verwand-

schaft zu kaufen, denn jeder wollte ja bedacht sein. Alles hat sie glücklich erledigt, so daß ich mich um nichts zu kümmern brauchte.

Zwei Tage bevor wir Dacca verlassen wollten, wurde wieder einmal angefangen, die Koffer zu packen. Alles, was wir nicht mehr benötigten, verschenkten wir an unser Hauspersonal, welches darüber sehr glücklich war. Die Koffer waren aber trotzdem immer noch bis zum Rand voll.

Unser Abreisetag rückte immer näher, und bald war es endlich soweit. Abends um 21.30 Uhr sollte uns die Maschine nach Karatschi in West-Pakistan bringen, wo wir zwei Tage bleiben wollten. Eine halbe Stunde vor dem Abflug hatten wir uns einzufinden und staunten nicht schlecht, wie viele Freunde wir in anderthalb Jahren gefunden hatten. Es waren genau 20 Personen, die uns Lebewohl sagen wollten.

In ungefähr zweieinhalb Stunden waren wir in Karatschi. Am Flughafen stand schon ein Auto für uns bereit, welches uns zum Hotel bringen sollte. Wieder war für uns ein Tag zu Ende. Am anderen Morgen mieteten wir uns ein Taxi, denn wir wollten uns die Stadt ansehen. Wir waren hellbegeistert und fühlten uns in dem Gedanken einig, daß man hier einen wunderschönen Urlaub erleben könnte. Es gab sehr viel für uns zu sehen und zu kaufen. Meine Frau, wie ja so viele Frauen, konnte an keinem Laden vorbeigehen. Überall mußte eine Kleinigkeit gekauft werden, so daß ich schon mit Grausen daran dachte, wie ich die Koffer zubekommen sollte. Also wurde noch eine Tasche gekauft und im Nu war auch diese voll. So verlebten wir hier noch zwei wunderschöne Tage.

Wieder einmal mußten wir zum Flughafen. Diesmal ging es über Moskau — Frankfurt nach Hause. Der Flug bis Moskau dauerte 6 Stunden, und wir waren zufrieden, als wir in Moskau

Zwischenlandung machten. Hier wollten wir unbedingt einen echten Wodka trinken, was wir dann auch taten. Wir bestellten einen normalen Wodka und was bekamen wir? Ein



Der Tiger vom Tank ist müde. Oder ruht er sich nur von der Jagd, die man auf ihn machte, aus? Aber es ist ein geschossener Leopard.

ganzes Weinglas voll! Als wir das Glas ausgetrunken hatten, waren wir leicht beschwipst. Nach einer halben Stunde ging der Flug weiter und wir erreichten Frankfurt. Als die Maschine zur Landung ansetzte, guckte ich meine Frau an, und ich glaube, wir dachten beide dasselbe: Es war sehr schön in Pakistan, aber in der Heimat ist es viel schöner!

Um die Achtung der Menschenrechte

Von Dr. Erich Janke

Mit der Propagierung der Verzichtspolitik in der Oder-Neiße-Frage im ARD-Fernsehen und mit der Verhöhnung der deutschen Heimatvertriebenen — man hat den Eindruck, daß kabarettistische Darbietungen nur zu honorarträchtigen Fernseh-Übertragungen zugelassen werden, wenn sie ein Plan-Soll des über die Vertriebenen auszugießenden Hohnes erfüllen — hat es begonnen. Jetzt ist man einen Schritt weiter gegangen: Die Mauer wird verherrlicht, der unmenschliche Schießbefehl verharmlost, der Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik für das ganze Volk verunglimpft.

Das Schauspiel für diese bedenkliche und empörende Entwicklung bot wiederum das „Erste Deutsche Fernsehen“ mit einer vom Südwestfunk erstellten Sonder-Sendung anlässlich des fünfjährigen Bestehens der Mauer in Berlin. Da bezeichnete der stellvertretende Intendant und Programmdirektor des SWF, Günter Gaus, in der verqueren Dialektik, welche in Fernseh-Kommentaren zu gesamtdeutschen und ostpolitischen Fragen üblich geworden ist, es als „Selbstgenügsamkeit“, wenn man von der Mauer und dem Schießbefehl „schlecht denkt“, und da wurde — in Übernahme der hauptsächlichlichen Parolen der SED-Propaganda — der Mauerbau auf die sogenannte „Alleinvertretungsmaßnahme“ des freien deutschen staatlichen Gemeinwesens zurückgeführt. Die Morde an der Mauer wurden nicht etwa dem Ulbricht-Regime zur Last gelegt, sondern es wurde dafür so etwas wie eine Verantwortlichkeit gerade jener insinuiert, die für Freiheit und Menschenwürde eintreten.

Es war dabei sehr aufschlußreich — und keineswegs verwunderlich —, daß sich in dieser Sendung des Ersten Deutschen Fernsehens auch ein Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland im gleichen makabren Sinn äußerte wie seine Vor- und Nachredner. Es war dies der Leiter der Evangelischen Akademie in West-Berlin, Müller-Gangloff, der sich ebenfalls gegen den „petrefakten Alleinvertretungsanspruch“ wandte, welcher — so behauptete er — in eine Katastrophe hineinführen werde, weshalb man ihn fallen lassen müsse. Hier trat wiederum jener Verzicht auf jedes Rechtsdenken zutage, welcher bereits die berühmte Ost-Denkschrift der „Kammer für öffentliche Verantwortung“ der Evangelischen Kirche in Deutschland charakterisiert hat. Nach dem Verzicht auf die Rechtsansprüche gegenüber den Massenaustreibungen und der Oder-Neiße-Linie wurde nun also auch der Verzicht darauf gefordert, daß die Bundesrepublik für die Freiheits- und Menschenrechte der Landsleute und Mitmenschen jenseits der Mauer und des Stacheldrahts eintritt. Das aber heißt nichts anderes, als daß die Anerkennung des Vertretungsanspruchs eines unmenschlichen Regimes propagiert worden ist, das die Menschenrechte fortlaufend verletzt.

Dabei entbehrte es nicht der inneren Konsequenz, daß in jener Sendung des Ersten Deutschen Fernsehens überdies verleumderische Unwahrheiten dargeboten worden sind: Unwidersprochen erklärte der Reporter Wolf Littmann, daß doch „beiderseits der Mauer geschossen“ werde und daß „hüben wie drüben“ Tote zu beklagen seien. Das war der Gipfelpunkt des Mißbrauchs der Meinungsfreiheit, den sich das ARD-Fernsehen überhaupt mit dieser Sendung — wie schon oft zuvor bei ähnlichen Anlässen — leistete, woraufhin die Forderung gerechtfertigt erscheint, daß endlich den ethischen Geboten der Wahrhaftigkeit und der Achtung der Menschenrechte im Gebrauche der Massenkommunikationsmittel Geltung verschafft werden muß.

Die hier zur Erörterung stehende Sendung agitierte faktisch gegen jenen Absatz 2 des Artikels 13 der von der Vollversammlung der Vereinten Nationen am 10. Dezember 1948 angenommenen „allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“, der da wörtlich lautet: „Jeder hat das Recht, jedes beliebige Land, einschließlich seines eigenen, zu verlassen sowie in sein Land zurückzukehren.“ Es kann nun aber niemand bestreiten, daß die Grenzen der Meinungsfreiheit dort verlaufen, wo die Agitation gegen die Menschenrechte beginnt, und es war kein anderer als Immanuel Kant, der sich gegen die Verletzung der Menschenpflichten und -rechte durch Meinungsäußerungen wandte und der in seiner Schrift: „Was heißt: Sich im Denken orientieren?“ dazu erklärte: „Wenn die Vernunft nicht dem Gesetze unterworfen sein will, das sie sich selbst gibt, muß sie sich unter das Joch der Gesetze beugen, die ihr ein anderer gibt.“ Der Gesetzgeber ist also aufgerufen, seine Pflicht zu tun.

Schwierigkeiten beim Wiederaufbau der Marienburg:

Kapelle des Vorschlosses dient als Getreidelager

Danzig (hvp) Der Wiederaufbau der Marienburg bereitet immer noch erhebliche Schwierigkeiten. Einem Bericht der in Danzig erscheinenden polnischen Tageszeitung „Glos Wyrzeza“ zufolge werden zwar die Bauarbeiten am Hochschloß fortgesetzt, doch haben sich bislang keinerlei Interessenten für die Benutzung der Baulichkeiten des Vorschlosses gefunden. In der Kapelle des Vorschlosses befindet sich immer noch ein Getreidelager. Es wird vorgeschlagen, die Kapelle zu einem Klubraum für Journalisten auszubauen. Sonst sollen im Vorschloß gastronomische Betriebe untergebracht werden. Die Freilichtbühne, die sich bis jetzt im Schloßhof befand, soll in den Schloßgraben verlegt werden. Das in der Marienburg eingerichtete „Museum“ erfreute sich auch in diesem Jahr großen Zuspruchs durch Touristen.

Das waren meine Kinder- und Jugendjahre (2) Von Emil Look

An den Sonntagen, an denen wir nicht zu hüten brauchten, nutzten wir und einige Jungen aus der Nachbarschaft unsere Freizeit durch Herumtollen in Feld und Wald aus.

Bei dem Kühehüten zu Hause passierte es einmal, daß mein Bruder Friedrich, damals etwa drei bis vier Jahre alt, auf der Wiese von Kasüske in ein Torfbruchloch fiel. Meinen Geschwistern war es durch den Schrecken und auch durch die steilen Ufer nicht möglich gewesen, ihn sofort aus dem Wasser herauszuziehen. Wohl aber war einer zur Mutter gelaufen. Als die Mutter kam, waren einige Minuten vergangen und der Bruder war, auf dem Rücken liegend, etwas vom Ufer abgekommen. Meine Mutter sprang sofort ins Wasser und konnte ihn herausholen. Ich habe diesen Vorfall nicht gesehen, denn ich habe an dem Tage das Vieh nicht gehütet, weil ich andere Arbeit machen mußte.

In der Brütezeit der Krähen zog uns ein Waldstück des Landwirts Haut aus Christfelde besonders an. Dieses Waldstück hatten sich die Saatkrähen als Nistplatz ausgesucht. Tausende von Krähen hatten sich ihre Nester auf hohen Kiefern gebaut. Mancher Baum trug bis zu sechs Nester. Dazu war das Waldstück so schön weiß „bemalt“, wie wenn ein Haus neu gestrichen ist. Trotz dieser Bemalung ließen wir uns nicht abhalten, die Bäume, die zum Teil sehr gut zu erklettern waren, zu besteigen. Nun wurden die Eier und auch die schon ausgeschlüpften jungen Krähen aus den Nestern geraubt. Dazu veranstalteten die Krähen mit ihrem Gekrächze ein ganz ungewöhnliches „Konzert“. Die Krähen wurden nicht nur von uns Jungen, sondern auch von erwachsenen Schützen mit Jagdflinten und dergleichen bekämpft. Ich glaube, es wurden sogar Prämien für die Vernichtung gezahlt. Eine vollständige Ausrottung gelang jedoch nicht, denn jedes Jahr kamen neue „Viecher“ dazu. Wir Kinder waren auch jedes Jahr wieder zum Räubern da. Nach den Kletterpartien zeigte sich so manches Loch in der Hose. Nicht immer ging es zu Hause dann ohne Hiebe und Tränen ab.

Auch sonst waren der Vater und die Mutter oft recht schnell dabei, den Hosenboden stramm zu ziehen. Wenn einer von uns etwas „berissen“ hatte, was bestraft werden mußte, dann bekam der „Kantschuk“ (ein Holzgriff mit fünf oder sechs Lederstreifen) seine Arbeit. Trotzdem wurden immer wieder Streiche in rauhen Mengen verübt.

Hier möchte ich einmal ein Strammziehen des Hosenbodens an mir versinnbildlichen. An einem Sonntagnachmittag wollte mein Vater auf einer großen Wiese eines Dammitzer Landwirts nachsehen, ob er, wie schon oftmals, größere Binsen- und Grasklumpen holen könnte. Diese Klumpen wurden zur Streckung des Stallunges auf dem Misthaufen verrottet. Ich war ungefähr neun Jahre alt und hatte ein Paar neue Stiefel, kleine „Knobelbecher“, bekommen. Als ich merkte, wohin mein Vater gehen wollte, zog ich schnell die Stiefel an, lief hinter ihm her und schrie, er solle mich mitnehmen. Mein Vater schimpfte einige Male, ich solle nach Hause gehen. Ich gehorchte nicht und lief weiter hinter ihm her. Plötzlich drehte sich mein Vater um und kam zurück. Ich lief nun vor ihm ebenfalls zurück. Zu Hause mußte ich sofort die Stiefel ausziehen und wurde anschließend über das Knie gelegt. Der Kantschuk tat das Weitere recht ordentlich. Auch durfte ich an diesem Sonntag nicht mehr vom Hof herunter. Solche Scherze habe ich mir nicht mehr erlaubt.

Wenn die Krähenjagden beendet waren, wurde wieder etwas Neues ausgeheckt. Wir haben nicht nur dumme Streiche gemacht, sondern auch gute Taten vollbracht. Bei Beginn der Sommerferien der Schule, die etwa vier bis fünf Wochen dauerten, war meistens die Getreideernte schon im Gange. Das Mähen des Getreides besorgte unser Vater mit der Sense. Die Mutter und wir älteren Kinder mußten die Garben binden und zu Hocken aufstellen. Auch beim Einfahren des trockenen Getreides haben wir tüchtig mitgeholfen. Nach der Tagesarbeit fielen wir dann ordentlich müde ins Bett. Bei der nicht großen Landwirtschaft meiner Eltern dauerte die Ernte nicht sehr lange. Ich habe immer noch bei der Ernte des Lehrers auf dem Schulgrundstück mitgeholfen.

Bei den Torfsticharbeiten des Landwirts Weber haben neben anderen Dorfbewohnern auch meine Eltern mitgeholfen. Der Nachbar Bleek bediente die Torfstechmaschine, mein Vater und noch einige Männer halfen beim Be- und Entladen der Loren. Die Frauen mit den Kindern, meine Mutter und ich waren auch dabei, haben die gestochenen Torfstücke zu Kegeln aufgesetzt, damit sie schnell trockneten. Nach einigen Tagen wurde der

Torf in größere Haufen umgesetzt und bei guter Trockenheit nach Hause gefahren. Für die Helfer fielen, außer dem Tagelohn, auch noch einige Fuhren Torf ab, die im Winter ein gutes Brennmaterial waren.

In die Ferienzeit fiel auch die Reifezeit der Blaubeeren und der Pilze. Eine der schönsten Zeiten war die Blaubeerenlesezeit. Der Königlich Preussische Forst Lindenberg konnte riesige Flächen von Blaubeersträuchern aufweisen. Schon im zeitigen Frühjahr beantragten wir in der Försterei einen Beerenlesezettel. Nach einigen Wochen konnten wir den Erlaubnisschein von dort abholen. Mit diesem Schein durften wir dann den Wald, ausgenommen einige gesperrte Jagden, absuchen. Der Schein kostete fünf, manchmal auch zehn Pfennige. Bei schönem Wetter gingen wir, bewaffnet mit dem Tagesproviant, einem Litermaß und einem Korb, schon recht früh morgens in den Wald. Oft ging auch die Mutter mit. Der Vater besorgte dann das Vieh. Bis spät abends wurden fleißig die Beeren gepflückt. Unsere Uhr waren die Aufkäufer, die allabendlich um die gleiche Zeit ihre Annahmeplätze bezogen und die gepflückten Beeren aufkauften. Je nach Mengenanfall erhielten wir je Liter fünfzehn bis zwanzig Pfennige, oft auch fünfundzwanzig. Die Meßgefäße der Aufkäufer waren runde geeichte Holzgefäße, die mit Eisenbändern beschlagen waren und von einem halben bis fünf Litern faßten. Das Fünflitermaß wurde „Metze“ genannt. Der Tagesverdienst für unsere Arbeit lag meistens zwischen einer Mark fünfzig Pfennigen und zwei Mark. Wenn wir aber eine gute Lesestelle fanden und dadurch eine reichere Ernte hatten, konnten wir uns auch mit zwei Mark fünfzig Pfennigen bis drei Mark am Tage erfreuen. Da die Lesezeit oft recht lang andauerte, hatten wir eine schöne Einnahme, die ausschließlich dem Konto bei der Sparkasse zugute kam, denn wir Kinder wurden streng zum Sparen erzogen. Sehr oft besuchte der Förster den Wald und auch die Beerenleser. Wer ohne den Erlaubnisschein angetroffen wurde, mußte den Wald verlassen. Ob es immer geschah? ... Ich weiß es nicht, an anderen Stellen waren ja auch Beeren. Überall konnte der Förster ja auch nicht sein.

Bei dem Beerenlesen haben wir oftmals mit einer Kreuzotter Bekanntschaft gemacht. Wenn es uns gelang, eines dieser Reptilien zu töten, nahmen wir es mit nach Hause und übergaben es dem Lehrer. Es wurde dann in einem Glas mit Spiritus zu Lehrzwecken aufbewahrt. Ob jemand beim Beerenlesen von einer Kreuzotter gebissen worden ist, kann ich nicht sagen. Auch einigen Blindschleichen sind wir begegnet, diese ließen wir ungeschoren weiterkriechen.

In den umliegenden Wäldern wuchsen sehr viele essbare Pilze. Recht ansehnliche Ernten, besonders in Steinpilzen, Reizkern, Pfifferlingen (Rehfüßchen) und vereinzelt auch in essbaren Morcheln konnten eingebracht werden. Alle übrigen Sorten wurden nicht angerührt. Die größeren Pilze wurden in Scheiben geschnitten und in der Sonne oder im Backofen getrocknet. Sie waren im Winter eine wohlschmeckende Beigabe zu den Mahlzeiten.

Wie es den Pilzen erging, so erging es auch den Äpfeln, den Birnen, den Kirschen und den Pflaumen. Sie wurden ebenfalls getrocknet und als Backobst verwendet. Hiervon haben wir der Mutter viel „weggeklaut“, sie schmeckten zu gut.

Als ich noch ein Kind, etwa acht oder neun Jahre alt, war, lernte ich die ersten Automobile kennen. Mein Vater hütete an einem Sonntag die Kühe auf dem am Hof und der Chaussee liegenden Ackerstück. Wir Kinder waren bei ihm. Plötzlich hörten wir vom Dorfe her laute Geräusche, die uns unbekannt waren. Als wir die „Krachmacher“ sahen, kriegten wir es mit der Angst zu tun und liefen schnell auf den Hof. Es waren wohl acht Stück, die in Richtung Schlochau fuhren. Später haben uns die Automobile keine Angst mehr eingejagt.

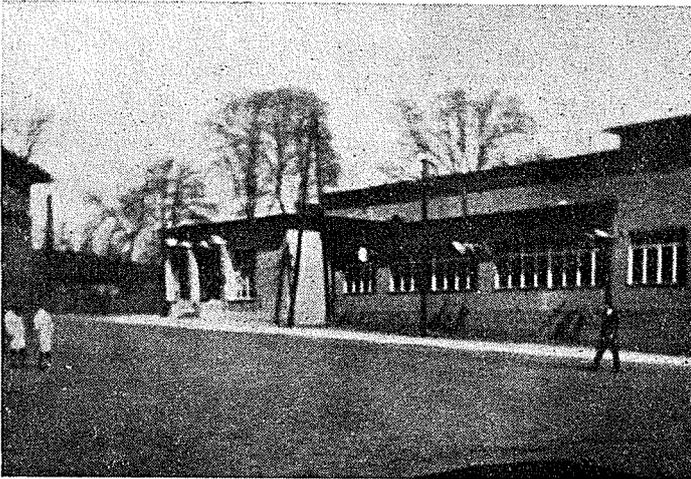
Die Sommerferien gingen zu Ende, die Schule nahm uns wieder in Anspruch. Doch nach ein paar Wochen kamen die Herbstferien (Kartoffelferien). Wieder hatten wir vierzehn Tage schulfrei. Meine Eltern hatten bei Beginn der Ferien die Kartoffeln fast immer schon geerntet. Mein Bruder und ich sind dann zu Nachbarn, die uns gebeten hatten zu helfen, gegangen. Wir erhielten je Tag eine Mark und die üblichen Tagesmahlzeiten. An dem Tage, an dem der einzelne Besitzer seine Kartoffeln aus der Erde heraus hatte, gab es fast ausschließlich zum Abendessen Pellkartoffeln und Heringe, dazu eine Milchsuppe. Dies Essen war üblich und immer ein fürstliches Mahl. Ich esse auch heute noch gerne Pellkartoffeln und Heringe.

Bei unserem Lehrer waren wir auch stets bei der Kartoffelernte dabei. Auch dort gab es am letzten Tage dasselbe Essen wie bei den Landwirten. Die beiden großen Obstbäume des Lehrers durften wir Jungen auch jedes Jahr abernten. Jeder Baum hatte eine gutschmeckende Frucht, mit der wir uns nicht nur den Magen, sondern auch die Taschen füllten. Schon vor der Ernte waren wir bei den Bäumen oft zu Besuch und schleppten die vollen Taschen nach Hause. Obwohl wir im eigenen Garten Obst und Beeren hatten, schmeckten uns die „geklauten“ Früchte immer besser. Glücklicherweise sind wir bei der unerlaubten Ernte nie erlappt worden.

Neue Nachrichten aus der Heimat

So sieht es heute im Zentrum von Linde aus!

Das Foto, welches wir heute veröffentlichen, ist im November des vergangenen Jahres in Linde, Kr. Flatow aufgenommen worden. Dort, wo früher das Hotel von Gustav Bahr („Schwarzer Adler“) stand, erblicken wir jetzt das pompöse Kulturhaus von „Lipka“ mit seiner Straßenfront. In diesem Kulturhaus befindet sich ein großer Saal, ein besonderer Kulturraum und das neue Kino.



Die hohen Bäume hinter dem Hause dürrten im Garten des ehemaligen Hotels Bahr bzw. des Grundstückes von Schülke stehen. Im Hintergrund zeigt sich der hohe Schornstein des früheren Drews'schen Sägewerks. Leider erreichte uns vor einiger Zeit die unglaubliche Nachricht, daß es stillgelegt werden soll! Am linken Bildrand erblicken wir noch gerade den Giebel des Hotels „Albert Redmann“. Es befand sich jahrzehntelang im Besitze der Familie. Am 1. 5. 1975 hätte es sein hundertjähriges Bestehen feiern können. Albert Redmann wurde sehr von seiner resoluten Ehefrau, die von den Freunden des Hauses liebevoll „Tante Anna“ genannt wurde, unterstützt. Nach ihrer Vertreibung aus Linde lebte sie bei ihrer Schwester, der Witwe des früh verstorbenen Arztes Dr. Leopold aus Linde, in Naumburg. Noch vor zwei Jahren schickte sie uns einen ausführlichen Bericht von ihrer letzten Reise, die sie zusammen mit ihrer Stettiner Nichte nach Linde unternommen hatte. Sie freute sich, daß ihr altes Hotel noch ganz wie früher war, jetzt allerdings unter der Regie der „Produktion“. Der Laden wäre hell und sauber, mit weiß gedeckten Tischen, an denen sie sehr gut „à la carte“ gespeist hätten. Junge Mädchen in weißen Schürzen hätten die Gäste bedient. Beide Bierstuben und der Saal fänden als Schankraum Verwendung, der Saal auch als Kino. — Viel Betrieb und viele angeheiterte Männer! Der Garten aber sei alles Wiese mit einer einsamen Kuh. Der alte Kirschbaum sei dort der einzige Zeuge vergangener Zeiten.

Nun ist „Tante Anna“ im Juni selbst in den ewigen Frieden eingegangen, unvergessen den alten Lindern. Sie lebt weiter in unserer Erinnerung. —ahm—

Silberschatz in Baldenburg entdeckt

Einen Schatz alter Silbermünzen haben spielende Kinder in Baldenburg entdeckt. Nach dem Urteil von Archäologen stammen die Münzen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Polen kauft wieder Weizen aus dem Ausland

Den Verkauf von etwa einer Million Tonnen Weizen an Polen sieht ein Abkommen vor, das im Juli dieses Jahres in Ottawa zwischen Kanada und Polen unterzeichnet wurde.

An eine Kartoffelernte bei Weber erinnere ich mich noch sehr gut. Es war an einem sechsten Oktober, das Jahr ist mir entfallen, und es war trübes Wetter. Gegen Mittag fing es dermaßen zu schneien an, daß alle Kartoffelbesitzer gezwungen waren, die Arbeit zu unterbrechen und nach Hause zu gehen. In ganz kurzer Zeit waren etwa acht bis zehn Zentimeter Schnee gefallen. Doch die warme Jahreszeit brachte den Schnee schnell zum Schmelzen und am nächsten Tage konnte wieder weitergearbeitet werden.

Nach der Kartoffelernte kam die Rübenernte an die Reihe. Wenn uns jemand brauchte, haben wir auch dort geholfen.

(Fortsetzung folgt)

Pathos und Wirklichkeit:

Schlochau im Jahre 1966 Die „Schlochauer Tage“ am 18. und 19. Juni 1966

Im Rahmen der ein ganzes Jahr währenden Tausendjahrfeiern der polnischen Staatsgründung suchen die roten Funktionäre nach immer neuen Möglichkeiten, die abwanderungswillige polnische Bevölkerung in Ostdeutschland propagandistisch zu beeinflussen und somit an diese Gebiete zu binden.

Der Landkreis Schlochau, einer der am meisten verwahrlosten Kreise Ostpommerns, der Kreis mit dem in ganz Polen berichtigten Konzentrationslager Hammerstein, mußte wieder einmal für Polens Propagandalügen Statist spielen. Diesmal wurde der zweite Thorner Frieden gefeiert. Offizieller Mittelpunkt der diesjährigen „Schlochauer Tage“ waren ein Jugendforum am Amtssee (die Polen nennen ihn „Richnauer See“), die feierliche Eröffnung eines Kreisgesundheitszentrums, ein Lagerfeuer der paramilitärischen Jugendorganisation, ein öffentliches Vergnügen und ein „historisches Schauspiel“.

An diesen Propagandafeierlichkeiten nahmen außer den Parteifunktionären Schlochau auch einige solche aus Köslin teil. Vor den versammelten neuen Einwohnern Schlochau sprach der Wojewodschaftssekretär der KP, Stanislaus Kujda. Mit pathetischen Worten rühmte er die Einheit der slawischen Völker, die bei Tannenbergl im Jahre 1410 den Orden vernichtend geschlagen hätten. Dann ging der Redner auf den dreizehnjährigen polnischen Krieg (1454 bis 1466) ein, von dem er behauptete, daß die damalige polnische Bevölkerung Schlochau den Orden vernichtend geschlagen habe. Der in marxistischer Dialektik geschulte Propagandist weiß selbst aber ganz genau, daß es erstens im 15. Jahrhundert in Schlochau fast keine Polen gab, die dem Orden den Garau machten, daß zweitens Polen ganze dreizehn Jahre lang einen schrecklichen Krieg nach Westpreußen hineintrug und daß drittens Westpreußen dem Orden wohl entrisen, das Land aber noch lange nicht polnisch wurde. Westpreußen bildete zu dieser Zeit wie es im Friedensvertrag zu Thorn heißt, einen selbständigen Staat unter Schutzherrschaft des Königs von Polen. Ganze 103 Jahre benötigten die Polen mit ihren Unterdrückungsmethoden, ehe sie im Jahre 1569 auf dem Reichstag zu Lublin einen Rechtsbruch begangen und Westpreußen wie auch Litauen der Autonomie beraubten. Es sei in diesem Zusammenhang nur an das darauffolgende „Thorner Blutgericht“ hingewiesen, bei dem auf Betreiben der polnischen Besatzer im Jahre 1729 viele Westpreußen um ihres Deutschtums willen ihr Leben lassen mußten.

Der Redner pries dann die Austreibung der Deutschen mit ihren Folgeerscheinungen im Jahre 1945 und startete unmotivierte Hetztiraden gegen die Vertriebenen und gegen Altbundeskanzler Adenauer. Anschließend daran verherrlichte er die „Errungenschaften“ nach 1945 und weihte eine neuerbaute Schule als „1000-Jahr-Denkmal“ ein. Wie die Errungenschaften weiter aussehen, kann man in dem diesen Berichten von den Feierlichkeiten folgenden Wirtschaftsbericht (in „Glos Koszalski“) lesen, nämlich, daß die selbständigen Bauern in Dame- rau im Kreise Schlochau ganze zwei Motorräder und ein Moped besitzen.

In einer weiteren Ausgabe der polnischen Zeitung gibt die polnische Nationalbank bekannt, daß es bei strafrechtlicher Verfolgung verboten ist, 500- und 1000-Sloty-Scheine (ca. 50 bzw. 100 DM) ins Ausland (auch in die Ostblockstaaten) mitzunehmen und dort auszugeben. Die Ausgaben eines polnischen Urlaubers werden damit auf 150 Sloty (etwa 15 DM) beschränkt. Es muß also mit den zitierten „Errungenschaften“ doch nicht so rosig aussehen. Sonst würde es doch für Urlaubsreisende keine Strafordrohung geben.

Mit Bedauern müssen wir lesen, daß zum Beispiel im Kreise Schlochau 32 Dörfer zu Entwicklungsdörfern erklärt wurden. Auch können die pathetischen Worte der Funktionäre nicht darüber hinwegtäuschen, daß z. B. in Prechlau bis heute nur zwei Brunnen für die 3000 Einwohner nutzbar sind, daß viele Dörfer ohne Handwerker dahinvegetieren und daß die ehrbaren Bewohner es satt haben, immer nur mit Zukunftsversprechungen vertröstet zu werden.

Der Grenzmarkrappe



Von der Schule in Deutsch Fier

Von Lehrer a. D. Paul Drescher

Die Schülerinnen und Schüler
(Aufnahme vom August 1929)

In unserem Heimatblatt stand vor einiger Zeit die kurze Notiz, daß die Schule in Deutsch Fier von den Polen zu einer Zentralschule ausgebaut wird. In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, das Wissenswerte über die Schule in Deutsch Fier in die Erinnerung zurückzurufen.

Die Alten erzählten, daß das Fachwerkhaus, welches dem Häusler Hauth gehörte, die einstige Schule gewesen sei. Das würde den Dorfschulen, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen in Westpreußen und Posen errichtet wurden, entsprechen: ein mit Stroh gedeckter Fachwerkbau, weiß getüncht, die eine Hälfte Klassenraum, die andere die Wohnung des Lehrers.



Deutsch Fier. Links am Abhang das alte Schulhaus, um 1845 erbaut.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstand das Schulgebäude in der Mitte der südlichen Dorffreihe — das Dorf hieß damals noch Petzewo — zwischen der Gastwirtschaft Klawitter und dem früheren Freischulzenhof. Hier wirkte mehr als 50 Jahre bis kurz nach 1900 der Lehrer Floerke. Als Homöopath hat er vielen Petzewoern geholfen, und das immer, ohne dafür bezahlt zu nehmen. Mit Hochachtung und Respekt sei man ihm immer begegnet. Was er sagte, das galt, auch in der Gemeindevertretung.

Ihm folgte der Lehrer Fritz, der in jungen Jahren in Tarnowke tätig war. Beide Schulmänner waren in der Gemeinde beliebt, obwohl sie in der Schule ein strenges Regiment führten. Lehrer Fritz verstarb im Jahre 1923.

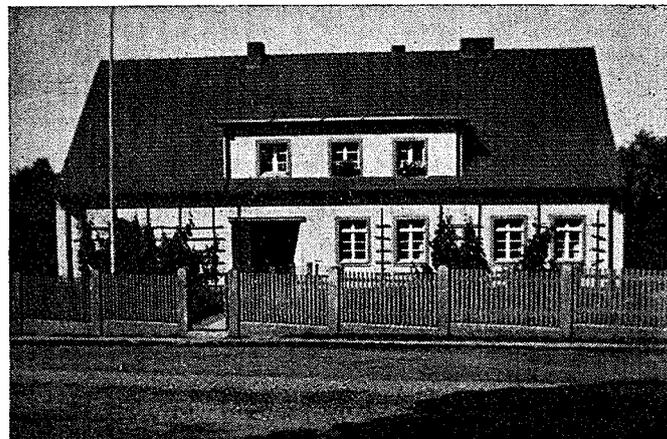
Sein Nachfolger wurde der Verfasser dieser Zeilen. Das Schulhaus, ein Fachwerkbau, war nicht mehr in bestem baulichem Zustand. Der damalige Bürgermeister Gustav Baumgart setzte sich für einen Schulneubau in Deutsch Fier, so war das Dorf seit 1926 umbenannt worden, ein. Schulrat Conrad in Flatow unterstützte ihn dabei in jeder Weise.

1930 konnte mit dem Neubau begonnen werden. Ein günstiger Platz neben der Kirche war von der Gemeinde zur Verfügung gestellt worden. Die Bauausführung lag in den Händen der Firma E. u. A. Radtke-Jastrow. Im Jahre 1931 — am ersten Schultage nach den Herbstferien — konnte die neue Schule eingeweiht werden. Das Klassenzimmer war 53 qm groß, hell und sehr freundlich und mit modernen Schulmöbeln — Tischen und Stühlen — eingerichtet, die Lehrerwohnung ebenfalls modern (5 Zim-

mer, Küche, Bad und reichlich Nebengelaß). Für die Schüler war auf dem Korridor eine Wasch- und Trinkgelegenheit eingebaut. Zu der alleinigen Lehrerstelle gehörten etwas mehr als 4 Morgen Dienstland und etwa zweieinhalb Morgen Wiese, ebenfalls ein großer Obst- und Gemüsegarten.

Der Lehrer war im Nebenamt Organist und Lektor; auch in das Wirtschaftsleben der Gemeinde wurde er eingespannt, sei es als Rechner der Elektrizitätsgenossenschaft oder als Rendant der Raiffeisenkasse. Nach der Teilnahme am Polen- und Westfeldzug wurde er uk gestellt, im Juni 1944 erneut einberufen, im Oktober bei Heidekrug schwer verwundet und war erst nach mehr als drei Jahren wieder hergestellt, so daß eine Wiederverwendung im Schuldienst am 1. Juni 1949 erfolgen konnte, nun aber fern der Heimat in Niedersachsen. — Nach vorzeitiger Pensionierung — am 31. März 1961 — erfolgte seine Übersiedlung nach Lübeck in ein am Rande dieser einstigen Hansestadt gelegenes Siedlungsgebiet, wo er ein Eigenheim erwarb.

Das frühere Dorf Deutsch Fier mit seinen Bauern — es waren rund 30 Erbhöfe —, Handwerkern und Häuslern hat immer guten Kontakt mit der Schule gehalten. Keiner seiner früheren Bewohner ist mehr dort. Fremde sind heute da, wo einst deutsche Bauern, von polnischen Grundherren gerufen, Pionierarbeit leisteten.



Die neue Schule in Deutsch Fier aus dem Jahre 1931.

Polnische „Freiwillige“ für Vietnam

London (hvp) Wie das exilpolnische Zentralorgan „Dziennik Polski“ aus Warschau meldete, haben der polnische Parteichef Wladyslaw Gomułka und andere Spitzenfunktionäre der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei“ wiederholt bekanntgegeben, daß sich zahlreiche polnische „Freiwillige“ zum Kampf gegen die Amerikaner in Vietnam gemeldet hätten. Das exilpolnische Blatt meint, Gomułka werde es aber nicht riskieren, diese „Freiwilligen“ tatsächlich nach Vietnam zu entsenden, weil er damit rechnen müsse, daß die Mehrzahl von ihnen die erste Gelegenheit wahrnehmen würde, um „zur Gegenseite überzulaufen“.

Bei Gifhorn in der Heide

von Hermann Löns

Entnommen dem von Wilhelm Deimann herausgegebenen Nachlaßband „Mein niedersächsisches Skizzenbuch“

Hermann Löns, der Dichter der Heide, der in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zu den meistgelesenen deutschen Schriftstellern gehörte, schildert im nachfolgenden Aufsatz die bunte Gifhorer Heide. Manches wird anders geworden sein, denn inzwischen sind fast 60 Jahre ins Land gegangen. Am 26. September 1914 ist Löns vor Reims gefallen. Die Löns-Freunde gedachten seines hundertsten Geburtstages am 29. August 1966.

Mannigfaltig gestaltet sich das Land zwischen Elbe und Aller, das man die Lüneburger Heide benennt. Weite heidwüchsige Flächen birgt es, flach und eben, und daneben liegen Striche stark bewegten Geländes, in denen Berg und Tal, Wald und Wiese, Geest und Marsch schnell einander ablösen und wo die Landschaft bald einen rein idyllischen, bald einen heroischen Zug hat.

Ganz eigenartiger Art ist die Gifhorer Heide. Die erschütternde Großartigkeit der Heidmark fehlt ihr zu allermeist, dafür bietet sie aber eine Fülle von Abwechslung und einen großen Reichtum der Form, der einerseits durch die Nähe der Aller und ihre Marschen, andererseits durch das verschobene Gelände und die Menge von größeren und kleineren Mooren und Teichen hervorgerufen wird, die überall die tiefen Stellen der Geest erfüllen und von anmutigster Wirkung sind.

Wer die Eigenarten dieses Landstrichs kennenlernen will, der tut am besten, in Isenbüttel, das er von Hannover in drei Viertelstunden erreicht, den Zug zu verlassen und ein Stückchen die Landstraße nach Gifhorn einzuschlagen, die ihn durch ein üppiges, buntgeblühtes Wiesenland mit herrlichem Baumschlag führt, zwischen dem ferner Heidhügel ernste Häupter sichtbar werden. Hinter dem Allerkanal muß man zur linken Hand abschwanken. Der Weg am Kanal führt nach dem winzigen Dorf Winkel, aber so hübsch er ist, lohnender ist es, macht man, auf sein gutes Glück, den Kompaß und die Karte sich verlassend, eine Zickzackfahrt durch die Heide, denn zu arg kann man sich nicht verlaufen, weil zur Linken der Kanal und zur anderen Hand die Straße nach Gifhorn ein unangenehmes Irregehen unmöglich machen.

Anfangs bietet die Heide nichts Auffallendes, höchstens für den, der die gelben Katzenpfötchen am Wege bemerkt und die Schnarrheuschrecken beachtet, die mit lautem Schrillen emporflatternd ihre purpurnen Unterflügel vorweisen. Allmählich aber zeigt sich das Land in seiner Eigenart, es wird wellig, erhebt sich zu Hügeln, gibt hier freien Blick in die offene Heide, gebietet mit höheren Erhebungen dort den Augen halt, läßt weiterhin das erste Moor sehen, in dem zartes Grün, Gelb, Braun und Rot sich in feiner Weise mischen, zeigt hier einen zweiköpfigen Hügel, auf dem der Fuhren düstere Gestalten sich scharf von den weißen Sandblößen abheben, und ist der Kamm erstiegen, so haben die Augen viel zu tun, ehe sie das viele Schöne rundumher gesehen haben. Hier liegt die Schlucht zwischen den Hügeln, dort die glitzernden Moorteiche, der Fuhren ernste Gruppen, der Birken fröhliche Vereine und schließlich der Waldungen schwere Massen und der Marsch lachende Fläche.

Aber es kommt noch viel mehr des Schönen. Neben dem Schilfsumpfe baut sich abermals die Geest hoch auf, und unter ihr ist das Land wie ein in großen Zügen gehaltener Park. Und wirklich schuf ihn zum Teil menschliche Kraft, denn einst lag hier ein großes Wasser, der Hehlenteich, der im Jahre 1785 trockengelegt wurde. Ganz konnte man ihm aber das Wasser nicht nehmen, und so blieben Teiche und Tümpel übrig, die zum Teil vermoort, andererseits offen blieben oder sich mit Rohr und Binsen füllten, deren starre Formen wirkungsvolle Gegensätze zu den sanften Linien der Hügel und den krausen Massen der Fuhren und Birken bilden.

Und immer schroffer wird der Wechsel der Landschaft. Ein grüner Weg führt über flache Heide in bruchiges Buschland hinein, und dann auf den hohen Wall, an dessen Flanken Wacholder hinaufklettert und an dessen Fuße sich der Rest des Hehlenteiches an dunklen Moorlöchern, bläulichen Schilfsümpfen und roten Brüchen erkennen läßt und wo jeder Schritt ein anderes Bild, neue Überraschungen und frische Eindrücke bietet, solche landschaftlicher Art oder durch die Blumen und das Getier. Sand- und Glockenheide lösen sich ab, Riedgras und Wollblumen färben auf verschiedene Weise die Sinken, mit grüneisener Kante umzieht das Torfmoos dieses Wasserchen, während jenem der Sonnentau einen blutigen Rand gibt, hüben des Wohlverleihes hellgrüne Blattrosetten sich spreizen und drüben der Enzian seine tiefblauen Kelche reckt. Und während in den Heidhügeln Kaninchen und Birkhuhn sich zeigten, schwebt über dem Sumpfland die Rohrweihe, und aus dem Röhricht poltert mit heiserem Schreckensschrei die Wildgans hervor.

Ein goldener Strich, der in der Fuhrenheide aufleuchtet, ist ein Lupinenfeld. Mehr Bauland taucht auf, Dächer zeigen sich, Winkel ist erreicht. Hübsch ist das Gasthaus gelegen zwischen der Heide und dem Kanal, und gut sitzt es sich unter den Linden vor der Tür. Bis dicht vor das Haus streckt sich ein rosenroter Hügel, zur Linken, wo der Kanal und die Bahn liegen, zittern des harten Sandrohrs weiche Fahnen, rundumher weht der Wald Kienduft und Juchtergeruch heran, und allerlei Waldvögel mischen ihre lustigen Stimmen in sein ernstes Gesumme.

Irgendetwas Überwältigendes bietet das Dörfchen nicht, schon der Wald und die Heidhügel im Verein mit den reichgeblühten Kanalböschungen sehr hübsche Bilder ergeben, aber wer die Gifhorer Heide wieder von einer anderen Seite kennenlernen will, der braucht sich nur eine halbe Stunde von der Ruhepause zu stehlen.

Hinter dem Fuhrenwald, der Wirtschaft gegenüber, liegt ein weites Heidefeld. Anfangs ist es flach, wird dann welliger, erhebt sich zu ansehnlichen Hügeln, die von Fuhren und Birken auf das schönste geschmückt sind und sehr wirksam gegen den blauen Wald stehen, der in weitem Halbrund die Heide umrahmt. Hier trägt die Heide ein großartigeres Aussehen und erinnert mit dem großen Moorteiche in ihrem Grunde an manche Gegend der Heidmark, ohne aber deren strengen und getragenen Ausdruck zu zeigen, denn auf das lustigste unterbricht allerlei Baumschlag und Gebüsch ihre Weite, der schon des Bodens Vielgestaltigkeit die Eintönigkeit nimmt, und der Turm und die Mühle von Leiferde, die aus dem fern Walde keck hervorragen, lassen das Gefühl, sich in einer menschenleeren Einöde zu befinden, in dem Wanderer nicht aufkommen, wie denn auch der Strich lachender Weideflächen, der sich zwischen Heide und Wald schiebt, der Landschaft ein fröhliches Aussehen gibt. Das Absonderlichste in ihr aber ist der Leiferder Berg, ein hoher, blauer, schöngeschnittener Kegel, der den Wald überschneidet und jedem Menschen, der ihn zuerst von hier erblickt, ein Lächeln der Verwunderung abzwängt, weil man auf einen richtigen Berg im Heidlande nicht gefaßt war.

Ist man nicht sehr gut zu Fuße oder hat man wenig Zeit mehr, so steure man von Winkel am Hehlenteiche entlang auf Gifhorn zurück; andernfalls aber tut man sich einen Gefallen, schlägt man den Weg über Brenneckenbrück ein, denn auf diese Art lernt man die Gifhorer Heide noch besser kennen. Erst gelangt man in ein Sandland, bunt von Fuhren, Eichen und Birken, reich mit Brombeeren bestockt; Heidhügel auf Heidhügel rücken heran, unterbrochen von winzigen Mooren, die blitzende Wasserlöcher einschließen. Große Brüche folgen sodann, in allen Farben prangend, eine dürre Fuhrenheide mit dürren Baumgruppen tut sich auf, hier und da in helle Wiesen verwandelt, wieder erhebt sich eine Höhe hinter der anderen, und dann kommt der große Trumpf, ein dunkler Waldsee in hellgrüner Uferumrahmung, lustig in der Mittags-sonne blitzend und unheimlich glühend, wenn das Abendrot seinen Spiegel färbt.

Hinter dem See führt der Weg an Moorteichen und Heidhöhen zum Kanale und über die Schleuse in die lachende Marsch, die wieder ganz andere Bilder bietet. In ihren Randwäldern klettert der Hopfen bis in die Spitzen der Bäume, im Weidicht leuchtet die Winde, Rainfarn, Sandnelke, Löwenmaul, Glockenblume und Kartäusernelke beleben die Uferländer, und soweit die Augen reichen, freuen sie sich an dem hellen Wiesenland, in das der Waldrahmen hier und dort Keile hineintreibt, während mitunter die Kuppen der Heidhügel zwischen Wald und Marsch hervorschauen, und weiterhin die Aller hinter Erlen schimmert.

Wo der Kanal in dem Flusse verschwindet, liegt in Kastanien versteckt an der Straße hinter der Brücke Brenneckenbrück und ladet zur Einkehr ein. Schwer scheidet es sich von dort, wo Wald, Wiese und Wasser sich zur lieblichen Landschaft vereinigen, doch der Weg bis nach Gifhorn entschädigt reichlich durch die wechselnde Landschaft, die sich rechts und links von der Straße hinter den hohen Hängebirken aufbaut. Hinter seinen Wiesen taucht mit lustigen Dächern auf erstem Hintergrunde Neu-Bokel auf; wie in einem Parke liegt es da. Wald begleitet die Straße, bunte Felder ziehen sich bis an die Heidberge, deren Fuhren- und Birkenbestände jedem von ihnen hohen Reiz verleihen. Dann lockt, durch das Stangenholz sich bemerkbar machend, ein wunderbar rot gefärbtes Bruch von der Straße fort; ein schmaler Pfad führt an hü-

schen Teichen vorüber über eine hohe Kuppe, hinter der ein See das Tal erfüllt, goldig glühend im Abendsonnenschein.

Von da bis Gifhorn ist nur ein kleiner Weg, und es bleibt noch Muße genug, in der Stadt das schöne Schloß zu betrachten und die wenigen hübschen alten Fachwerkbauten, die die Menschen einer langweiligen Zeit mit der elenden grauen Öl-farbe verschonten, oder durch Seitengassen einen Blick auf das Wasser zu werfen und seine bunte Umrahmung von Blumen und Büschen, bis es Zeit wird, den Bahnhof am anderen Ende

Ein Fundi

Afrika-Erlebnis von Georg Ritgen

Was ist ein Fundi? Fundisha heißt „Lehren“, jifundisha heißt „sich lehren“, das ist gleich „lernen“, ein „Fundu“ ist ein Mann, der auf irgendeinem Gebiet etwas gelernt hat, der was kann, der Meister in seinem Fach ist. Da gab es Fundis im „Reparieren“, im „Bauen“, im Zeichnen, Anstreichen, im Fahren, im Turnen, im Vermessen, Tischlern, Zimmern usw., usw., ganz gleich, ob die Hautfarbe weiß oder schwarz war.

Die Maschinisten in der Fabrik waren natürlich in erster Linie ganz große Fundis, und einen solchen hatten wir. Das war Herr Star. Und fürwahr, er war ein Alleskönner. Er wußte sich immer zu helfen — nicht nur in seinem Fach bei den Maschinen. Er war lange zur See gefahren, hatte mehrfach Schiffbruch erlitten. Schon im ersten Weltkrieg war er in Ostafrika gewesen. Bei Kriegsschluß, als die unbesiegten Truppen Lettow Vorbecks doch noch interniert wurden, hatte er sich seitwärts in die Büsche geschlagen, sein Gesicht gebräunt und als Araber verkleidet vom Elfenbeinverkauf gewilderter Elefanten gelebt. Er war auch ein Fundi im Erzählen z. T. auch sicherlich guten Jägerlateins — das ließ sich nicht so nachprüfen. Er konnte aber wirklich schöne Bilder malen in Öl und Aquarell — auch darin war er ein Fundi —, er konnte kochen, nähen, flicken, stricken, bauen, installieren — kurz, er war ein Fundi kabissa, ein Fundi durch und durch auf allen Gebieten.

Nun aber kommt eine traurige Geschichte.

Eines Tages kommt ein Eingeborener zu mir — mit dicker Backe und sehr stöhnend: „Bwana, mimi na homa sana, unisaydie!“ (Herr, ich habe große Schmerzen, hilf mir!) Dabei reißt er seinen Mund weit auf und zeigt mir einen sehr kranken Backenzahn. Der sah schwarz und morsch aus, obgleich die Afrikaner an sich ihre Zähne immer fleißig putzen. — Sie nehmen dazu ein Stück fingerdickes, fasriges Holz einer bestimmten Art, dessen eines Ende sie mehrfach kräftig aufstupsen, so daß die Fasern frei werden und aussehen wie ein stark abgenutzter Pinsel. Damit putzen sie und viele benutzen den gleichen Pinsel nacheinander. Manchmal war ich auch nicht sicher, ob ein neu eingestellter Boy nicht evtl. auch mal meine Zahnbürste benutzte, wenn ich es nicht sah. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. — Beim Sehen dieses bewußten Zahns jedenfalls bekomme ich selbst Zahnschmerzen. Und ich schaudere bei dem Gedanken, wie der Mann leidet. Bestimmt habe ich großes Mitgefühl mit dem Ärmsten und möchte ihm gerne helfen!

In Afrika muß man alles können, und all die vorgenannten Berufe habe ich auch mehr oder weniger gut ausüben müssen außer „Elefanten-Wildern“ und „Stricken“, aber in diesem Falle fühle ich mich hilflos. Hand aufs Herz! Was würdest Du tun, lieber Leser, im gleichen Fall? „Bwana, nimm ne Zange und zieh ihn raus!“ Zum Zahnarzt hab ich es noch nicht gebracht. Ich gebe zu, ich war zu feige in diesem Fall. Aber halt, da fällt mir ein: Bwana Star muß der rettende Engel sein, der auch in diesem Fall helfen kann und wird. Ich lasse ihn rufen, er kommt. „Selbstverständlich! Kleinigkeit! Das ist nicht der erste, den ich ziehe. Den Übeltäter werden wir gleich haben. Mit einer Kombizange kann man auch Zähne ziehen!“

Der arme Kranke muß sich auf einen in der Nähe liegenden Palmenstamm setzen. Herr Star tritt hinter ihn, nimmt den Kopf des Patienten liebevoll in seinen linken Arm, redet ihm tröstend zu: „So so!“, setzt die Zange an ... und ... krararach ... ich staune ... der Zahn ist raus. Ist er es auch wirklich? O, leider nein! Nur das morsche Oberteil. Die Wurzel des Übels sitzt unverrückt fest und ist mit Kombizange, Schraubzwinge oder ähnlichem groben Werkzeug nicht mehr zu fassen.

Trotz der Hitze läuft es mir kalt den Rücken runter. Was nun? „Haizuru! Egall!“, sagt Bwana Star, „das ist schon öfter bei mir vorgekommen und ist nicht weiter schlimm! Er bekommt nen Tropfen Whisky, dafür läßt er sich noch einen ziehen! — Die Wurzelstückchen eiern mit der Zeit raus. — Und etwas Nelkenöl gebe ich ihm mit, damit kann er pinseln, das wirkt Wunder!“, sagt voller Überzeugung Herr Star, so daß man ihm glauben muß.

der Stadt aufzusuchen. Nimmt man dann auf der Rückfahrt noch einmal die Karte heraus und den Reiseführer, so findet man, daß man wohl viel des Schönen gesehen hat, daß aber noch allerlei eine zweite Reise lohnt.

Mag auch die Heide im Abblühen sein, mag sie ausgeblüht haben, mögen im Oktober die Birken sich mit Gold behängen oder der November mit Rauhreif das Land in Silber tauchen, zu jeder Zeit ist es herrlich zu wandern bei Gifhorn in der Heide.

Ich bin zwar nicht ganz überzeugt davon und habe zum ersten Mal kein reines Vertrauen zu ihm und zweifle, daß er auf allen Gebieten ein Fundi ist! Immerhin, er ist von sich überzeugt und würde Dir auch mit seinem Taschenmesser den Blinddarm rausschneiden ... und er bekäme ihn raus! Ob Du das freilich überstehen würdest, lieber Leser, das ist eine andere Sache!

Besuche von Heimatfreunden

Anfang dieses Jahres las ich zufällig im Kreisblatt, daß Herr Bruno Höftmann, der frühere 1. Wandervogelleiter des Pro-gymnasiums in Pr. Friedland seinen 70. Geburtstag in Rulle bei Osnabrück feierte. Ich sandte ihm in der Annahme, daß er auf der Flucht wohl kaum viele Bilder gerettet hatte, sein eigenes Bild als frischbeförderter Leutnant aus dem Weltkrieg, das er mir im Urlaub 1918 mit Widmung geschenkt hatte. Dazu meines vom Garde-Grenadier-Regiment Augusta. Er hatte diese Beförderung in der Panzerschlacht bei Cambrais wohlverdient und war auch im Armeebericht namentlich genannt worden (s. Deutsches Heeresarchiv Potsdam). H. bedankte sich für die Zusendung und schrieb, daß er tatsächlich außer einem Bildchen, das ihm mit seinem Bruder Werner auf Gut Rokelkeim bei Wehlau zeigt, nichts an Bildern gerettet hätte. Es sei dies also für ihn ein besonders wertvolles Geschenk gewesen.

Sechs Wochen später besuchte er mich auf dem Rückweg von Bad Feilnbach (Obb.) mit seiner lieben Frau Ruth geb. Andrae, der Tochter des langjährigen Geistlichen aus Friedland, der auch mich 1915 konfirmiert hatte. Da gab es viel zu erzählen von allen Mitschülern und Bekannten aus Stadt und Land! Am nächsten Tag schieden sie beide wie ich auch sehr erfüllt von diesem Wiedersehen. Eine nette Geschichte fiel mir dabei noch ein:

Seine Mutter wollte ihm 1918 im Urlaub eine besondere Freude machen und holte aus einer verstaubten Ecke des Kellers eine Flasche selbstgefertigten Kirschlikör. Sie staunte nicht schlecht, als sich dieser als rot gefärbtes Wasser herausstellte. Nun, das kam so:

Der jüngere Bruder Werner, mit dem ich befreundet war, wollte mir mal etwas besonders Gutes anbieten und holte aus den Beständen seiner Frau Mama eine mit Kirschlikör gefüllte Seltersflasche, die uns herrlich mundete. Nach und nach folgten dieser noch einige weitere, so daß die mütterliche Überraschung später nicht ganz unberechtigt war. Er hatte nämlich, da die Flaschenzahl immer stimmen mußte, ans Ende der letzten Reihe einige unserer Chemieprodukte gestellt, die sich in der Farbe kaum von den anderen unterschieden. Das klärte sich jetzt nach so vielen Jahren auf!

Bruno und Werner Höftmann hatten mich in Königsberg, wo ich studierte, des öfteren von ihrem Gut Rokelkeim besucht und mich ebenfalls dorthin eingeladen. Ich sollte B. erst 1943 zufällig beim Essen im Restaurant Prahl in Pr. Friedland mit seiner Tochter, die dort ihr Abitur machte, wiedersehen. Werner war leider bei dem großen Zugangsglück im Korridor auf der Fahrt von Königsberg nach Berlin seinen Verletzungen erlegen. Er hätte — wie ich jetzt hörte — gerettet werden können, aber man wartete, bis deutsche Ärzte aus Marienburg an der Unfallstelle hinter Dirschau erschienen. Da war es für ihn zu spät.

Ebenso sehr erfreute mich jetzt ein Besuch von Herrn Direktor H. Immel und Frau Margot geb. Hahlweg, früher Domäne Flatow-Stewnitz. Nach der Flucht lernte ich die Schwester von Frau Immel, welche jetzt in den USA in der Nähe der kanadischen Grenze verheiratet lebt, durch einen Zufall in Augsburg kennen. Vater Hahlweg haben wir leider im Herbst des Jahres 1948 nach einer Beinamputation in der Nähe von Augsburg begraben müssen. Ich hielt ihm noch die Grabrede.

Gerade durch das Heimatblatt und seine Anzeigen sowie Familiennachrichten hat man so manchen Bekannten und Freund aus den Kreisen Schlochau und Flatow wiedergefunden. Wir sollten uns daher wohl der kleinen Mühe unterziehen, dem Blatt immer wieder neue Abonnenten zu gewinnen.

Dr. Paul Dettmann
Medizinaldirektor i. R.

Der ungewöhnliche Bock

Von Willi Wendt

Die köstlichen Jagdgeschichten von unseren Landsleuten G. Ritgen und J. Lietz regen mich dazu an, auch wieder einmal laut zu geben. Solche Erlebnisse sind doch zumeist ergötlich und oft auch aufregend für den Betroffenen. Wie sehr man dabei in Rage kommen kann, hat uns trefflich Landsmann Lietz in der Februarausgabe des Kreisblattes mit seiner Fuchsgeschichte geschildert. Ähnliches erlebte ich mit einem Rehbock. Aber erst noch zu den Füchsen. War es wirklich nur die Büchse und Ihre Aufregung, lieber Landsmann, daß alle Ihre Schüsse zu hoch gingen? War da nicht auch das Liebespiel der roten Freiheuter die Ursache? Wer wird denn aber auch ein Paar während des Liebesaktes stören!

Im Spätsommer 1937 besuchte ich eines Nachmittages meinen Freund G. Ritgen in Barkenfelde. Die Ernte war bis auf den Hafer, der in Stiegen stand, geborgen. Ob ich eine Büchse mitgebracht hätte wollte er wissen. Ich mußte dieses leider verneinen. Da käme nämlich aus einem Waldstück immer ein Abschußbock auf seine Wiese, auf den er schon ein paarmal angesessen hätte, aber immer ohne Erfolg weil der Bock jedesmal seinen Austritt wechselte. Da aber ein rechter Waidmann immer ein paar Flinten hat, so auch Ritgen, brauchten wir auf die Jagd nicht zu verzichten.

Die Wiese mag 80 bis 100 Meter breit gewesen sein, auf die der Bock zur Äsung austrat. Dem Wald gegenüber stand Hafer in Stiegen, eine ideale Gelegenheit zum Ansitz. — Ein Geldstück entschied darüber wer wo sitzen sollte. Bodennebel kam langsam hoch. — Plötzlich, wie hingezaubert, stand unser Bock in der Wiese; ich konnte nur noch seinen Rücken sehen. Als er aufwarf, erkannte ich, daß es der Richtige war. Ganz ruhig, die Büchse auf die Haferstiege aufgelegt, und rumms . . . raus war der Schuß. Wie groß aber war mein Erstaunen darüber, daß der Bock nicht lag, sondern über mich schimpfte und noch ein paar Sprünge näher kam. Als die zweite Kugel, die sehr ruhig und genau gezielt wurde, rausflog: dasselbe Schauspiel! Dies ist wirklich kein Jägerlatein! Und nun kam das, was Landsmann Lietz erst gemerkt hatte, als alle seine Schüsse raus waren: das Wieso und das Warum dieser Fehlschüsse. Meine Überlegung, der Bock stehe keine hundert Meter — auf diese Entfernung war die Büchse eingestellt — sondern etwa fünfzig bis sechzig Meter, schien richtig zu sein. Außerdem täuscht ja der Nebel, da ich nur den Rücken sehe; also mußte ich tiefer halten. Als er wieder aufwarf, flog die Kugel . . . der Bock aber war verschwunden.

Ich saß noch hinterm Hafer, da kam Ritgen schon im Laufschritt mit der Frage: was ist los, wieviel Böcke schießt du eigentlich? Meine Antwort darauf: ich weiß es nicht, vielleicht einen. Ungläubiges Staunen in seinem Gesicht. —

Als wir dann vor dem Bock standen, sahen wir, daß er so zusammengesackt war wie er gestanden hatte. Die Kugel hatte sein Rückgrat oberhalb des Schulterblattes zertrümmert. Noch vier bis 5 cm höher und der Bock wäre wohl am Leben geblieben. Warum hat er sich überhaupt so außergewöhnlich verhalten. Hat er den Tod gesucht? Sicherlich nicht. Wir haben uns das so zu erklären versucht: Der Bodennebel hat den Knall gedämpft. Der gegenüberliegende Wald hat ihn als Echo zurückgeworfen, so daß der Bock irritiert wurde und nichts damit anzufangen wußte. So heimlich wie er im Leben war, so heimlich ist seine Krone verschwunden. Nachdem sie ausgesägt und abgewaschen war, legte sie Herr Ritgen zum Abtrocknen auf einen Holzstoß. Ich mußte ohne diese Trophäe abfahren weil sie weder an diesem Abend noch jemals gefunden wurde. —

*

Nun noch zwei Kurzgeschichten, erlebt im Jagdrevier Mosin bei Freund H. Mathews. Dort waren noch ein paar Böcke zum Abschuß freigegeben worden. Ein guter, ziemlich versteckt tuender und vorsichtiger wurde mir zugedacht. Um den richtigen Ansitz zu finden, wird Herr Dähn (Raiffeisen) gebeten, mit mir zu gehen. Wir sitzen beide am Waldrand Schulter an Schulter in einem Winkel von etwa 90 Grad. Also auf diese verschlängelte Wiese soll er kommen. Hinter uns Kaddik und Kusseln auf die ich von Zeit zu Zeit hinschaue. Plötzlich da . . . da ist er doch, ganz unprogrammatisch und meist verdeckt durch einen Kaddikstrauch. Ganz vorsichtig im Zeitlupentempo eine halbe Drehung nach links, Büchse am Anschlagstock und . . . rumms . . . weg ist der Schuß und auch der Bock. Herr Dähn erschrickt, springt auf, und . . . will wissen, ob ich verrückt geworden sei. Jetzt sei natürlich nicht mehr daran zu denken, daß wir den Bock noch zu Gesicht bekämen. „Ist auch nicht mehr nötig“, sage ich. Wie mit einem Zirkel abgemessen saß die Kugel im Blatt. —

„Ich habe noch ein paar Ricken frei“, sagt H. Mathews, „komm mal rüber“. — Ein paar Tage später wanderten wir beide mit dem Gewehr über der Schulter im sich schon verfärbenden Laub halblaut erzählender Weise durch sein Waldrevier. An den Wegen und Wiesenrändern Brombeeren. Unerwartet zeigt Mathews nach halblinks. Mitten in einem solchen bunten Brombeerefeld stand in einer Entfernung von etwa hundert Metern ein Reh. Bald konnten wir erkennen, daß es eine Ricke war. Ich durfte schießen! Nach dem Schuß lief die Ricke in hohen Fluchten fort. Na, vielleicht war's doch ein bißchen weit. Ich wollte weitergehen, aber Hans meinte: „Wollen doch mal nachsehen, ob Schweiß oder Schnitthaare zu finden sind“. Als wir dort angelangt sind, liegt die Ricke mit einem Schuß im Träger und rührt sich nicht mehr. Dafür ist eine andere, die ebenfalls dort gelegen hat, aufgesprungen. Auf Grund dieser Täuschung habe ich später immer den Anschuß aufgesucht.

Habt Dank, liebe Freunde, für diese unvergeßlichen Stunden! Bis 1944 hatte ich 25 Jahresjagdscheine. Seitdem hatte ich kein Jagdgewehr mehr in der Hand. Vielleicht ist das der Grund dafür, daß man solche köstlichen Einzelheiten bis heute so genau in seiner Erinnerung bewahrt hat.

Erinnerung an Barkenfelde

An einem sonnigen Frühlingstag 1943 kommen meine Frau und ich sonntagsmittags vom Kirchgang zurück. Auf dem Wege über den Berg begegnet uns zufällig unseres Hofmeisters Frau: „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen! Frau Ritgen, Sie haben doch keinen Jungen allein im Garten im Kinderwagen liegen?“ — „Doch, warum? Dieter liegt da.“ — „Ach je! Da standen die beiden Fohlen Joffre und Lotte am Wagen, aber die werden ihm ja hoffentlich nichts tun?“

Wir hetzen den Berg hinunter und sehen schon durch Zaun und Büsche die Fohlen um den Wagen herum stehen . . . Wir müssen erst am Garten entlang und dann von unten durch das Tor zurück. Da steht der Kinderwagen mit hochgeschlagenem Verdeck, an dem heute morgen noch eine Gardine befestigt war . . . Die ist inzwischen fein säuberlich bis auf den letzten Rest von einem der Fohlen abgeknabbert, die war ja auch zweifellos hinderlich und unnötig, soweit ein Pferdeverstand das beurteilen kann. Denn ohne diesen Vorhang kann die Lotte ihren Kopf ja viel besser immer wieder tief unter das Verdeck zu dem Kind hineinstecken und ihm zuflüstern: „Du, du, du, du“ und „Ei, ei, ei! Wer ist denn da?“ Auch das Lätzchen war unnötig und hat dem Pferde gut geschmeckt. Aber wenn wir nun gemeint hätten, ein schreiendes oder vor Angst und Schreck bebendes Kind zu finden, so war das, Gott sei Dank, ein Irrtum. Im Gegenteil, der Lütte war quetschfidel, lachte und faßte nach dem großen Fohlenkopf und dachte wahrscheinlich: „Was ist dies doch für ein netter Spielgefährte, zumal die Eltern sich nicht um mich kümmern! Und dazu nur ein Jahr älter als ich.“ — Warum soll nicht auch mal ein Fohlen zu einem Kind zärtlich sein?! Es müssen ja nicht immer nur die Eltern, Großeltern oder guten Tanten sein!

*

Im Sommer vorher war eines Tags überraschend Freund und Schulkamerad Walter in der Uniform eines Stabsveterinärs auf den Hof gefahren gekommen. Nach stürmischer Begrüßung beiderseits sagte er: „Wir sind auf dem Wege nach Rußland! Ich habe da zwei Fohlen in meiner Abteilung, die erst vor wenigen Tagen geboren sind. Wir können sie nicht behalten, da sie bei uns kaputtgehen würden. Wenn ihr dafür Verwendung habt und versuchen wollt, sie aufzuziehen, könnt ihr sie haben!“

Es war natürlich sehr zweifelhaft, ob wir sie durchbekommen würden. Denn ein Tier ganz ohne Muttermilch aufzuziehen, kostet viel Liebe, Zeit, Pflege und Umsicht. Bei diesem hohen Ziel setzte ich diese Qualitäten bei meiner Frau selbstverständlich voraus. Und sie hat es dann auch tatsächlich geschafft.

Beide Fohlen bekamen alle vier Stunden regelmäßig ihre Flaschen mit Haferschleim und Milch. Das eine war ein Hengstfohlen, sehr lebhaft von einer französischen Stute mit viel Blut. Wir taufte es „Joffre“. Das zweite war ein Stutfohlen eines mittelschweren Schlages, das ruhiger und behäbiger wurde: die „Lotte“.

Beide liefen ständig frei umher und kamen sofort, wenn meine Frau sie rief. Ja, wenn ihre Zeit um war, d. h. wenn die vier Stunden verstrichen waren, kamen sie von der Hofseite die mindestens zehn Stufen hohe Steintreppe hochgeklettert auf den Podest, der vor der Küchentür war.

Wir nahmen beide mit auf die Flucht! Im März 1945 hat die deutsche Wehrmacht wenige Wochen vor dem Zusammenbruch beide Pferde wiedergeholt und entschädigungslos beschlagnahmt.

Georg Ritgen

Unser Pommernsprecher 70 Jahre alt

Als ein Mann, der einen Führungsplatz in der Reihe der Landsmannschaften innehat und dies schon seit eineinhalb Jahrzehnten, konnte unter Pommernsprecher, Oberstudienrat i. R. Dr. Oskar Eggert, am 17. Juni d. J. in Oberhausen seinen 70. Geburtstag bei voller Rüstigkeit und Aktivität begehen. Gleichzeitig ist er Ehrenvorsitzender der Vereinigten Landsmannschaften Mitteldeutschlands, deren Vorsitz er ebenfalls jahrelang führte. Fast selbstverständlich, daß er auch im Gesamtverband der Vertriebenen (BdV) eine wichtige Rolle spielt, wobei er sich besonders für die Patenschaften einsetzte.

Sein stetes Eintreten für ein freies Pommern in einem freien Deutschland ist bei dem Jubilar historisch stark fundiert, ja wir haben mit ihm einen bekannten pommerschen Geschichtsschreiber vor uns. So schrieb er u. a. das dreibändige Werk „Die Ständegeschichte Pommerns in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ und später eine kurzgefaßte „Geschichte Pommerns“, die uns heute ein so willkommenes Handwerkszeug über den Werdegang unserer Heimatprovinz ist. Überhaupt hat sich dieser Lehrersohn von der Insel Usedom von jeher um die kulturellen Belange der alten Heimat stark bemüht und nach der Vertreibung frühzeitig am Nordostdeutschen Kulturwerk beteiligt; so gehört er auch schon von der alten Heimat her der historischen Kommission für Pommern an. Es war sicher kein Zufall, daß gerade er schon 1948 zu den Mitbegründern der Pommerschen Landsmannschaft gehört, die er seitdem ununterbrochen führt.

Den 1. Weltkrieg machte Dr. Eggert als kriegsfreiwilliger Seminarist mit, wurde Leutnant und mit dem EK I und II ausgezeichnet, im 2. Weltkrieg stand er ebenfalls an der Front und brachte es zum Major der Reserve, bis er in den Dienst der Heeresfachschulen trat. Nach der Flucht mußte auch er sich kümmerlich durchschlagen, wirkte dann zunächst als Privatlehrer, bis er in seinem alten Beruf zum Oberstudienrat in Oberhausen aufrückte. Wir können dem rüstigen 70er ebenso wie unserer Landsmannschaft nur ein herzliches ad multos annos wünschen!

Albert H. Müller wird 70 Jahre alt!

Unser Landsmann und Heimatchronist Albert H. Müller, Lehrer a. D. in 289 Nordenham, Hafenstraße 59, vollendet am 4. Oktober 1966 sein 70. Lebensjahr.

Albert H. Müller war seit 1931 bis zu seiner Einberufung zur damaligen Wehrmacht Lehrer in Linde, Kr. Flatow. Während dieser Zeit hat er sich mit Rat und Tat für die Gemeinde und für deren kulturelles Leben hervorragend eingesetzt. Im Gemeinderat war er jahrelang Protokollführer, und er hat in dieser Eigenschaft auch die Gemeindechronik aufgebaut und daran bis zuletzt gearbeitet.

Müller war auch Dirigent des Männergesangvereins und des Orchesters der Musikvereinigung Linde sowie Leiter des Klavierquartetts.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft erhielt unser Heimatfreund eine Lehrerstelle in Nordenham. Wegen Krankheit wurde er schon frühzeitig in den Ruhestand versetzt. Nach dem Kriege hat er sofort wieder mit der Erstellung der Gemeindechronik begonnen und bis heute daran unermüdlich gearbeitet.

Wir danken ihm auch für die vielen Berichte und die Erzählungen, die er bisher für uns aus unserer unvergeßlichen Heimat im Kreisblatt veröffentlichte.

Als ehemaliger Bürgermeister der Gemeinde Linde möchte ich und mit mir auch viele Linder Bürger unserem lieben Landsmann Müller für seine für die Gemeinde Linde geleistete Arbeit Dank sagen und zu seinem Ehrentage viel Glück, Gesundheit und noch recht viele schöne Jahre ihm und seiner Familie wünschen.

Johannes Bullert

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Veröffentlichung in aller Kürze kostenlos (Bildpreis auf Anfrage)

93 Jahre alt am 21. September Frau Berta Maschke geb. Hensel aus Pr. Friedland. Es geht ihr leidlich gut. Sie wohnt bei ihrer jüngsten Tochter Irmgard in 2132 Visselhövede, Burgstraße 14 und sendet allen Bekannten herzliche Heimatgrüße.

92 Jahre alt am 10. September die frühere Landwirtin Emma Roß geb. Frömming aus Abbau Pr. Friedland (nahe der Blockstation Marienfelde). Jetzt wohnt sie bei ihrem ältesten Sohn Friedrich Roß in X 2081 Rödlin über Neustrelitz (Meckl.). Es gratulieren ihre Kinder Ida, Willi, Marta und Emil sowie Schwiegersohn Otto und die Schwiegertöchter Frieda, Minna und Hildegard.

Achtung, Achtung! Ehemalige Pr. Friedländer Seminaristen!

Vergeßt nicht den 1. Oktober 1966, den Tag, an dem wir uns wieder treffen wollen, und zwar in der Autobahn-Raststätte Langenhagen/Hannover. Langenhagen ist vom Hauptbahnhof Hannover mit der Straßenbahn Linie 19 zu erreichen. — Beginn der Veranstaltung: 11 Uhr vormittags. Danken wir unserem Organisator, dem Koll. Gogolin, durch zahlreiches Erscheinen.

Mit Heimatgruß!

Euer Karl Lenz

Fritz Kraege - ein Erzieher der Heimat - †

Am 23. Juli 1966 verstarb nach einem schweren Leiden im 68. Lebensjahr in 3201 Kemme über Hildesheim Fritz Kraege, ein Erzieher aus dem Kreise Flatow.

Nach dem Abschluß seiner Ausbildung wirkte er mehrere Jahre in der Nähe seiner Geburtsstadt Zempelburg, nachdem diese vom Heimatkreis 1920 abgetrennt worden war. 1926 wurde ihm ein neuer Erziehungsauftrag in Dlugossin (Ostpr.) zugewiesen. Doch zog es ihn im Jahre 1930 wieder in den Heimatkreis zurück. Hier diente er der grenzmärkischen Jugend in Wilhelmsbruch und Schwente bis zur Vertreibung aus der Heimat. In Kemme, seiner Wahlheimat, setzte er seine ganze Kraft für die Weiterentwicklung des Erziehungswesens ein. 1962 trat er in den Ruhestand. Ehemalige Schüler werden an die frohen Unterrichtsstunden bei ihm gern zurückdenken.

Am 26. Juli fand er seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof zu Kemme.

130000 Protestanten in Polen

Von den 31,6 Millionen Einwohnern der Volksrepublik Polen gehören über 90 Prozent der Römisch-Katholischen Kirche an. Nur etwa 0,4 Prozent — ungefähr 130 000 Menschen — sind Protestanten, zumeist Glieder der Evangelisch-Augsburgischen Kirche. Dies geht aus einem Bericht des „Evangelischen Kirchendienstes Ost“ hervor, der soeben in West-Berlin veröffentlicht wurde.

Bischof der „Evangelisch-Augsburgischen Kirche in der Volksrepublik Polen“ mit rund 100 000 Gemeindegliedern und 100 Pfarrern ist seit 1959 Prof. Dr. Andrzej Wantula, einer der Vizepräsidenten des Lutherischen Weltbundes. Die Diasporakirche hat 125 Pfarr- und 90 Filialgemeinden sowie 179 Predigtstationen. Sie verfügt über 200 Kirchen, 140 Kapellen, 200 Pfarrhäuser und 500 Friedhöfe. Ihr eigener Grundbesitz umfaßt noch 300 Hektar. Die Zahl der deutschen Evangelischen im heutigen Polen wird auf 30 000 geschätzt, die meistens in Oberschlesien und im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens leben. Die Evangelisch-Reformierte Kirche in Polen hat etwa 5 000, die methodistische ca. 6 500 Glieder.

Schlechte Versorgung mit Lebensmitteln zugegeben

Warschau (hvp) Das Zentralorgan der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei“, die „Trybuna Ludu“, sah sich dazu veranlaßt, die Frage zu erörtern, warum trotz der immer wieder behaupteten Zunahme der Agrarproduktion „immer noch merkliche Engpässe“ in der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln festzustellen sind. Das Parteiblatt führt diese Mängel ausschließlich auf eine schlechte Organisation in der Verteilung der landwirtschaftlichen Produkte zurück. Es handele sich um „ein sehr dringliches Problem“, das unverzüglich gelöst werden müsse. Man müsse vor allem prüfen, ob nicht das Netz der Verkaufsstellen und Läden „allzu weitmaschig“ sei. Die „Marktlage“ hänge jedenfalls nicht nur von der Produktion, sondern auch von der Verteilung ab.

86 Jahre alt am 7. September Witwe Maria Riemer aus Lichtenhagen, Tochter des Bauernhofsbesitzers Andreas Flatow aus Förstenuh und seiner Ehefrau Justine geb. Breitzke aus Mossin. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter, Frau Elisabeth Nachtwey, in Kirchberg (Hunsrück), Raiffeisenstraße 11 (Früher Schneidemühl). Alle Verwandten und Bekannten aus der Heimat läßt sie recht herzlich grüßen.

85 Jahre alt am 30. September Frau Maria Ulrich aus Schlochau, Steinborner Weg 2. Jetzt: 224 Heide (Holstein), Alfred-Dührsen-Straße 24

*

Geburtstage Kreis Flatow

**85 Jahre alt**

wird am 18. September 1966 Frau Hedwig Warnke in 3012 Langenhagen, Allerweg 90. Früher wohnte sie in Flötenstein. Sie grüßt alle Freunde und Bekannten aus der Heimat.

- 82 Jahre alt am 10. September Frau Auguste Gehrke aus Hammerstein (Dobrin). Jetzt wohnt sie mit ihrer Schwester Selma in 46 Dortmund, Schützenstraße 175.
- 81 Jahre alt am 24. September Fräulein Gertrud Borchardt aus Schlochau, Bahnhofstraße 18. Jetzt: 6531 Münster-Sarmsheim, Bergstraße 3 a
- 81 Jahre alt am 26. September Frau Martha Rohde geb. Schlapki aus Flötenstein. Jetzt: 1 Berlin 44, Kopfstraße 59
- 80 Jahre alt am 17. August Ldsm. Ludwig Klarczyk aus Heinrichswalde, später Steinborn. Jetzt: 46 Dortmund-Brackel, Oberdorfstraße 38
- 80 Jahre alt am 24. August Frau Minna Döhring geb. Pufahl aus Baldenburg. Jetzt: 593 Hüttental-Geiswald, Damaschkestraße 8. Allen Heimatfreunden sendet sie herzliche Grüße.
- 80 Jahre alt am 15. September Frau Ida Birkholz aus Buchholz. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Lieselotte Stephan in 3042 Munster, Rubezahlweg 33. Herzliche Grüße sendet sie allen ihren Verwandten und Bekannten.
- 80 Jahre alt am 24. September Frau Albertine Hahlweg aus Pr. Friedland. Jetzt: 1 Berlin-Charlottenburg, Wintersteinstr. 14. Zusammen mit ihrer Tochter Elfriede grüßt sie alle Pr. Friedländer recht herzlich.

80. Geburtstag

Am 28. September 1966 kann Herr August Kanserski bei geistiger und körperlicher Frische seinen 80. Geburtstag feiern. Seit dem Jahre 1950 wohnt er bei seiner ältesten Tochter in 7981 Weissenau/Bodensee, Karlstr. Nr. 2 und grüßt von dort alle Bekannten aus der Heimat Prechlau, wo er einen Milchhandel besaß.



- 80 Jahre alt am 1. Oktober Ldsm. Alois Flatau aus Firchau-Bahnhof. Er grüßt alle seine Verwandten und Bekannten aus 5041 Friesheim über Lechenich, Gartenstraße 8
- 77 Jahre alt am 16. Juli Ldsm. Richard Karge aus Hammerstein, Kleinküdder Weg 1. Aus 285 Bremerhaven-G., Auf der Bult 13 grüßt er alle seine Heimatfreunde recht herzlich.



Seinen 75. Geburtstag begeht am 14. September 1966 Zollinspektor a. D. Otto Becker aus Schlochau, Berliner Straße 9. Jetzt: 28 Bremen 2, Virchowstraße 26/28. — Am gleichen Tage feiern der Jubilar und seine Ehefrau Helene geb. Radtke aus Mossin, Kr. Schlochau den 43. Hochzeitstag.

- 71 Jahre alt am 18. August Ldsm. Johann Scheffler aus Schlochau. Er verlebte diesen Tag im Kreise seiner Familie in 2211 Lägerdorf über Itzehoe, Heidestraße 21
- 70 Jahre alt am 20. September Dachdeckermeister Hugo Engelhardt aus Schlochau, Bahnhofstraße 2. Noch sehr rüstig grüßt er hierdurch alle alten Freunde und Bekannten aus der Schlochauer Heimat recht herzlich. Jetzt: 2418 Ratzeburg, Matthias-Claudius-Straße 2
- 65 Jahre alt am 26. September Ldsm. Walter Reuter aus Baldenburg. Jetzt: 4355 Waltrop, Imbuschstraße 35
- 60 Jahre alt am 1. Oktober Kaufmann Erwin Haun aus Baldenburg. Jetzt: 318 Wolfsburg, Laagbergstraße 63

- 95 Jahre alt am 8. Oktober die Witwe Frau Ida Roß geb. Wendland aus Flatow, Friedländer Chaussee. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Frau Adeline Reetz in X 3701 Schmatzfeld, Kr. Wernigerode/Nordharz
- 89 Jahre alt am 3. Oktober der frühere Bauer Julius Feutlinske aus Karlsdorf. Jetzt wohnt er bei seinem Sohn Hubert Feutlinske in 4 Düsseldorf, Oberkasseler Straße 110
- 87 Jahre alt am 16. Okt. die Witwe Frau Lydia Abraham geb. Bleich aus Flatow, Hindenburgstraße. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Frau Edith Brall in 1 Berlin-Frohnau, Walporzheimer Straße 26
- 86 Jahre alt am 15. Oktober Frau Marianne Kraatz geb. Suchy aus Flatow, Friedländer Chaussee. Jetzt wohnt sie in 6079 Sprendlingen (Hess.), Hirschsprung, Sudetenring 20
- 83 Jahre alt am 31. August die Witwe Frau Käthe Schofer aus Steinmark (Gastwirtschaft). Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter, Frau Margarete Grams (Flatow), in 45 Osnabrück, Iburger Straße 66
- 82 Jahre alt am 13. September die Witwe Frau Valerie Mielke aus Krojanke, Gartenstraße. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter in 8 München 25, Attenkofferstraße 10
- 82 Jahre alt am 8. Oktober die Witwe Frau Auguste Hinz geb. Grabow aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter, Frau Frieda Spiess, in 714 Ludwigsburg-Eglosheim, Monrepos-Straße 9, 2. Aufgang.
- 81 Jahre alt am 11. September die Witwe Frau Auguste Günther aus Kruppenfließ, zuletzt Kölpin. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Emma in 3305 Neuerkerode, Post Obersicke über Braunschweig (Altersheim)
- 81 Jahre alt am 26. September Frau Ottilie Mallach aus Flatow, Töpferstraße 3. Jetzt wohnt sie in 3 Hannover, Friesenstr. 58
- 81 Jahre alt am 26. September Frau Helene Mammach geb. Tafelski aus Krojanke, Thorner Straße 126. Jetzt wohnt sie in 724 Horb (Neckar), Kreuzer Straße 2
- 81 Jahre alt am 15. Oktober der frühere Maurerpolier Emil Kolz aus Linde, während seine Ehefrau Meta am 7. Oktober 74 Jahre alt wird. Jetzt wohnen sie in 3 Hannover, Seydlitzstraße 15
- 80 Jahre alt am 19. September die Witwe Frau Katharina Gebauer aus Mittel-Friedrichsberg. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Frau Gertrud Thom in X 1291 Hirschfelde über Werneuchen bei Berlin
- 80 Jahre alt am 11. Oktober Ldsm. August Gall aus Flatow, Althufenstraße 4. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 67 Ludwigshafen (Rhein), Niederfeldsiedlung, Schreiberstraße 76
- 80 Jahre alt am 17. Oktober die Witwe Frau Alma Hasse geb. Hübner aus Flatow, Hindenburgstraße 28. Jetzt wohnt sie in 29 Oldenburg, Nadorster Straße 179
- 79 Jahre alt am 4. Oktober Ldsm. August Wollschläger aus Neu Butzig. Jetzt wohnt er in 48 Bielefeld, Schloßhofstraße 73 a
- 77 Jahre alt am 21. August der frühere Bauer Willi Dürre aus Neuhofer. Aus 2111 Trelde (Kr. Harburg) Nr. 35 grüßt er auf diesem Wege alle Neuhofer recht herzlich.
- 77 Jahre alt am 19. September die Witwe Frau Agnes Kroll aus Flatow, Am Bahnhof. Jetzt wohnt sie in 516 Düren, Scharnhorststraße 149
- 77 Jahre alt am 13. Oktober die Witwe Frau Mathilde Fangerow aus Treuenheide-Wittenburg. Jetzt wohnt sie bei ihrer ältesten Tochter in 325 Hameln, Kuckucksweg 23
- 77 Jahre alt am 15. Oktober Frau Amanda Pommerening aus Krojanke, Schulstraße. Jetzt wohnt sie in 213 Rotenburg (Han.), Grafeler Damm 6 a
- 75 Jahre alt am 14. September Ldsm. Ewald Winkler aus Grunau. Jetzt wohnt er in 5239 Hirtscheid, Post Erbach (Oberwesterwald)
- 75 Jahre alt am 21. September der frühere Stadtkämmerer Paul Krebs aus Krojanke. Jetzt wohnt er in X 49 Zeitz, Karl-Liebkecht-Straße 14
- 75 Jahre alt am 22. September der frühere Landwirt Karl Meier aus Grunau. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 6361 Okarben über Friedberg (Hessen), Friedenstraße 12
- 75 Jahre alt am 5. Oktober die Witwe Frau Martha Gröhl aus Neu Schwente. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Ruth in 5023 Weiden bei Köln, Gerhart-Hauptmann-Straße 2
- 75 Jahre alt am 9. Oktober die Witwe Frau Helene Zodrow geb. Kremin aus Krojanke. Jetzt wohnt sie in 213 Rotenburg (Han.), Brauerstraße 31
- 74 Jahre alt am 24. September Frau Martha Stellmacher geb. Michalski aus Flatow, Toboldstraße 12. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann in 1 Berlin 19, Osnabrücker Straße 24
- 73 Jahre alt am 31. Juli Frau Angela Fenske geb. Weiland aus Linde. Jetzt wohnt sie in 1 Berlin 62, Meraner Straße 42

- 73 Jahre alt am 23. September der frühere Bauer Franz Baranczyk aus Schmirtenau. Jetzt wohnt er bei seinem Schwiegersohn Leo Gray und dessen Ehefrau Ursula geb. Baranczyk in 44 Münster, Gallitzinstraße 23
- 73 Jahre alt am 16. Oktober die Witwe Frau Malwine Ring geb. Lettau aus Neu Grunau. Jetzt wohnt sie in 3201 Hoheneggelsen Nr. 148
- 73 Jahre alt am 16. Oktober der Bauer Paul Wordell aus Lancken. Jetzt wohnt er in X 2551 Lambrechtshagen, Kr. Rostock (Meckl.)
- 72 Jahre alt am 26. September Frau Frieda Gall geb. Litz aus Flatow, Kujaner Chaussee 31. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann in 41 Duisburg-Meiderich, Herkenberger Straße 20
- 71 Jahre alt am 25. September Frau Anna Rohde geb. Galow aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie in 338 Goslar (Harz), Kneippstraße 85
- 71 Jahre alt am 3. Oktober der Maschinenbaumeister Joh. Marquardt aus Krojanke. Jetzt wohnt er in 1 Berlin 42, Fordamm 50
- 70 Jahre alt am 11. August Frau Klara Müller geb. Kujath aus Flatow, Güterbahnstraße 4. Jetzt wohnt sie in 4403 Hilstrup/Westfalen, Ringstraße 71
- 70 Jahre alt am 22. September die Witwe Frau Olga Hartz geb. Lanske aus Flatow, Vandsburger Weg 1. Jetzt wohnt sie in 24 Lübeck, Ratzeburger Allee 14
- 70 Jahre alt am 22. September Frau Elsbeth Liesener geb. Pufahl aus Flatow. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann Erich Liesener in X 26 Güstrow, Voss-Straße 9
- 69 Jahre alt am 18. September Frau Erna Dievernich geb. Knuth aus Flatow. Jetzt wohnt sie in 24 Lübeck, Vorbeckstraße 5 a, I, z. Z. Wattstraße 7 (Pflegeheim Dreifelderweg)
- 69 Jahre alt am 11. Oktober Frau Leokadia Maciejewski geb. Wendt aus Schwente. Jetzt wohnt sie in 28 Bremen, Rasingstraße 3
- 67 Jahre alt am 28. September die Witwe Frau Charlotte Wegner geb. Brokop aus Flatow, Kleinsiedlung 12. Jetzt wohnt sie in 29 Oldenburg i. O., Eichenstraße 28
- 67 Jahre alt am 29. September der Postbeamte a. D. Paul Jahr aus Conradsfelde. Jetzt wohnt er in 34 Göttingen, Geismarlandstraße 71, I.
- 66 Jahre alt am 19. September Ldsm. Arthur Quast aus Flatow, Wilhelmstraße 35. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Helene in 5281 Vollmershausen (Bez. Köln), Kapellenstraße 34 und grüßt von dort alle Bekannten aus der Heimat.
- 66 Jahre alt am 12. Oktober der Postobersekretär a. D. Willy Bleek aus Tarnowke. Jetzt wohnt er in 41 Duisburg, Falkstraße 78
- 64 Jahre alt am 21. September Ldsm. Franz Kruschinski aus Flatow. Jetzt wohnt er in 4961 Auhagen über Stadthagen 131
- 64 Jahre alt am 22. September die Witwe Frau Charlotte Gutjahr geb. Heyden aus Flatow, Blankwitterstraße 7. Jetzt wohnt sie in 53 Bonn-Lengsdorf, Im Weiler 12
- 62 Jahre alt am 13. Oktober Frau Dora Groß geb. Borchardt aus Lugetal. Jetzt wohnt sie in 407 Rheydt, Kölner Straße 37

Silberhochzeiten

Am 26. September 1966: Eheleute Helmut Bleek und Frau Ida geb. Goede aus Neu-Grunau. Jetzt: 3101 Altencelle über Celle, Bahnhof

Am 27. September 1966: Konrektor Karl Riebling und Ehefrau Ursula geb. Rätz aus Schlochau, Woltersdorfer Weg 7 und Zülzefitz, Kr. Regenwalde. Jetzt: 41 Duisburg-Hamborn, Apenrader Straße 13

Diamantene Hochzeit

Am 16. September 1966: Eheleute Adolf Michalski und Frau Agathe geb. Stich aus Dobrin. Sie begehen dieses seltene Fest in guter Rüstigkeit. Jetzt: X 2551 Cammin über Rostock. — Kinder und Kindeskinde r wünschen weiterhin alles Gute, insbesondere beste Gesundheit!

Jubiläum

Am 1. Oktober 1966 ist Ldsm. Fritz Dahlke aus Gursen, Kr. Flatow 20 Jahre lang als Kirchner und Küster an der evangelischen Lietzenseekirche in Berlin-Charlottenburg tätig. Er wohnt in Berlin 19, Herbartstraße 5. — Die Kirchengemeinde grüßt und dankt ihm auch auf diesem Wege für seine Treue.

Ernennung

Ldsm. Heinbert Dahlke, ehem. Hauptwachtmeister der Schutzpolizei in West-Berlin und zweiter Sohn unseres Ldsm. Fritz Dahlke, wurde am 15. Juli 1966 zum Pol.-Meister ernannt, und zwar rückwirkend vom 1. Januar 1966 an.

Es starben fern der Heimat

Frau Klara Bigalke aus Krojanke, Lange Straße 77 am 16. März 1966 im Alter von 82 Jahren. Zuletzt: Visselhövede, Burgstraße 13

Frau Gerda Hollnagel geb. Hanne aus Baldenburg am 20. Juni 1966 im Alter von 46 Jahren

Straßenmeister i. R. Heinrich Simon aus Schlochau nach langem, schwerem Leiden am 8. Oktober 1965. Zuletzt: 236 Bad Segeberg, Falkenburger Straße 83 c

Witwe Hulda Marquardt geb. Zielke aus Baumgarten über Pottlitz, Kr. Flatow am 27. Juli 1966 im 68. Lebensjahr. Zuletzt: 646 Gelnhausen, Felsenkeller 2

Ldsm. Georg Joseph aus Pr. Friedland im Mai 1966 im Alter von 70 Jahren. Zuletzt: Santiago/Chile

Ldsm. Max Hallmann aus Landeck am 4. Juni 1966 im Alter von 59 Jahren. Zuletzt: 1 Berlin 28, Am Vierrutenberg 85

Klempnermeisterwitwe Adelheid Hahn aus Schlochau, Kreuzstraße am 20. Januar 1966 im Alter von 91 Jahren

Ldsm. Erwin Nimtz aus Pollnitz am 10. April 1966. Zuletzt: 4 Düsseldorf, Höhenstraße 6

Frau Maria Schmidt aus Ruthenberg. Zuletzt: 1 Berlin 47, Alt-Buckow 39

Frau Anna Landgraf geb. Patzwahl aus Flatow, Wilhelmstr. 27 Zuletzt: 43 Essen-Kray, Marienstraße 30

Frau Elsbeth Tilgner aus Pr. Friedland nach einem tragischen Unglücksfall am 13. Juni 1966 im 64. Lebensjahr. Zuletzt: 3012 Langenhagen/Han.

Frau Elisabeth Renk geb. Wordel aus Hammerstein, Walkmühlenweg am 23. Juni 1966 im 64. Lebensjahr. Zuletzt in der Zone bei Paul Renk, X 1431 Linde über Gransee

Frau Lucia Wollschläger geb. Arndt aus Hammerstein, Feldstraße 1 am 30. Dezember 1965 im Alter von 65 Jahren und ihr Ehemann Paul Wollschläger am 21. Mai 1966 im Alter von 69 Jahren. Zuletzt: Wehr/Baden, Kreuzmattstraße 13

Ldsm. Reinhard Fabert aus Gursen, Kr. Flatow infolge eines tragischen Verkehrsunfalles am 8. Januar 1966. Zuletzt: 414 Rheinhausen, Heynenstraße 14

Ldsm. Otto Heidemann aus Flatow am 24. Juni 1966 kurz nach Vollendung seines 80. Lebensjahres. Zuletzt: 235 Neumünster, Königsberger Straße 32

Ldsm. Albert Bethkarowitz aus Linde am 4. Juni 1966 im Alter von 90 Jahren. Zuletzt: 1 Berlin 30, Kluckstraße 38

Ldsm. Franz Mutz aus Flötenstein-Flemmingsort am 4. August 1966 im Alter von 83 Jahren. Zuletzt: 303 Walsrode, Quintusstraße 31

Anschriftenänderungen

August Kosanke aus Mossin. Jetzt: 586 Iserlohn, Grüne-Tal-Straße 55 — Hans Rudolf aus Schlochau, Berliner Straße. Jetzt: 2351 Großenaspe (bei Hartwig Pingel) — Elfriede Jahnke aus Hammerstein. Jetzt: 45 Osnabrück, Spichernstraße 56 — Waltraut Beutler aus Barkenfelde. Jetzt: 318 Wolfsburg, Fichtestraße 4 — Prof. Dr.-Ing. W. Panknin aus Stretzin. Jetzt: 1 Berlin 39, Straße zum Löwen 18 c — Burga Eisner geb. Falk aus Stegers, Prechlauer Straße. Jetzt: 4619 Oberaden, Am Römerberg 25 — Franz Semrau aus Bischofswalde. Jetzt im eigenen 4-Familienhaus in 5041 Dirmerzheim, Bachstraße 41 — Gertrud Gilgen geb. Heine aus Hammerstein. Jetzt: 7161 Sulzbach am Kocher, Schloßhalde 43 — Agnes Jessel aus Flatow-Stadtbruch. Jetzt: 32 Hildesheim, Kläperhagen 8—9 — Otto Block, Sohn des Tischlers Karl Block aus Flatow, Blankwitter Str. (Reichshaus). Jetzt: 5 Köln-Höhenberg, Erfurter Straße 42 — Karl Gall aus Flatow, Kujaner Chaussee. Jetzt: 41 Duisburg-Meiderich, Singstraße 20 — Kurt Coerlin aus Schwente. Verzogen von Düsseldorf nach 4021 Metzkausen über Mettmann, Theodor-Körner-Weg 3 (Tel. Mettmann Nr. 2 52 61) — Charlotte Gutjahr aus Flatow. Jetzt: 53 Lengsdorf, Im Weiler 12 — Erna Eberle geb. Bahr aus Flatow, Hauptmarkt 4. Jetzt: 4 Düsseldorf-Nord, Meinelkestraße 26 — Helmuth Reetz aus Tarnowke. Jetzt: 4573 Löningen, Danziger Straße — Reinhard Rörbein aus Flatow. Jetzt: 43 Essen-Altenessen, Hundebrinkstr. 27 — Berichtigung: In der letzten Ausgabe mußte es richtig heißen: Waltraud Theuerjahr geb. Panknin aus Gogolinshöh bei Lancken, Kr. Flatow. Jetzt: 63 Gießen, Anneröder Weg 42

Als Verlobte grüßen:

Edith Becken Alfred Beyec

August 1966

4971 Dehme Weserstraße 36 über Bad Oeynhausen Früher Flatow, Litzmannstraße 50	2871 Ranzenbüttel Pommernstraße 10 Post Weserdeich Früher Schloppe, Kr. Dt.-Krone
--	---

FAMILIEN-ANZEIGEN**Abdruck gegen Berechnung der Unkosten**

Die Vermählung unserer Tochter SIGRID
mit Herrn GUNTER MEIERHOFF geben wir bekannt:

Hans Bleck
und Frau Wally geb. Wolff
früher Flatow, Hindenburgstraße

3388 Bad Harzburg, den 3. September 1966

Es ist so schwer, wenn sich der Mutter
Augen schließen,
die Hände ruhn, die immer treu ge-
schafft,
und unsre Tränen heimlich fließen:
Gott hat es wohl gemacht.

Am 24. August 1966 entschlief unsere liebe
Mutter, Schwiegermutter, Oma, Uroma,
Schwester, Schwägerin und Tante

Witwe Martha Sieg

geb. Splittgerber

im Alter von fast 77 Jahren.

In stiller Trauer:
Hermann Sieg und Frau Olga
geb. Splett
Hugo Sieg und Frau Ilse
geb. Schrader
Herta Maaser geb. Sieg
6 Enkel und 5 Urenkel

3205 Bockenem, Martin-Luther-Straße 3
Früher Neuguth, Kr. Schlochau

Gott der Herr nahm heute plötzlich und unerwartet un-
sere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroß-
mutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Therese Sprafke

geb. Schülke

im gesegneten Alter von 90 Jahren, versehen mit den
Heilmitteln der röm.-kath. Kirche, zu sich in sein ewiges
Reich.

In stiller Trauer:

Agnes Eichelberger geb. Sprafke
Wilhelm Eichelberger
Anna Endres geb. Sprafke
Helene Komischke geb. Sprafke
Josef Komischke
Hedwig Suhren geb. Sprafke
Maria Tack geb. Sprafke
Bernhard Tack
Enkel, Urenkel und Anverwandte

5 Köln-Mülheim, den 13. Juli 1966
Frankfurter Straße 75/77
Früher: Flötenstein, Kr. Schlochau

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß ent-
schlief heute nach langem, schwerem Lei-
den mein lieber guter Mann, unser Vater,
Schwiegervater, Bruder, Opa, Onkel, Schwa-
ger und Neffe

Herr Richard Heller

Bankvorsteher i. R.

im fast vollendeten 70. Lebensjahr.

In tiefem Schmerz:

Gerda Heller geb. Brauns
Charlotte Heller
Hans Heller
Anneliese Heller geb. Lemberg
Monika Heller
und alle Anverwandten

5 Köln-Stammheim, den 10. August 1966
Moses-Heß-Straße 28
Früher Hammerstein

Wir betteten unseren lieben Entschlafenen am Montag,
dem 15. August 1966, um 14.00 Uhr, zur letzten Ruhe.
Die Beisetzung fand auf dem neuen Stammheimer Fried-
hof, Köln-Stammheim, Stammheimer Ring statt.

Meine geliebte einzige Tante

Elfriede Vorbrodt

geb. Kadow

ist am 22. Juli 1966 fern der Heimat sanft
entschlafen.

Hameln,
früher Flatow-Bahnhof

In tiefer Trauer:

Elfriede Selle

1 Berlin 44, Weserstraße 58, den 27. Juli 1966

Wir haben die Hingeschiedene in Hameln auf dem Fried-
hof Wehl zur letzten Ruhe gebettet.

Am 1. September 1966 wurde unsere geliebte Mutter,
Großmutter und Urgroßmutter

Frau Frieda Hoffmann

geb. Plath

im gesegneten Alter von 80 Jahren von ihrem schweren,
mit großer Geduld ertragenen Leiden durch einen sanf-
ten Tod erlöst.

In tiefer Trauer

Familie Walter Bünstorf
Familie Gerhard Hoffmann
Familie Heinz Hoffmann
Frau Martha Borck geb. Plath
neun Enkel und ein Urenkel
und alle, die sie lieb hatten.

2 Hamburg 57, Lohkampstraße 185
früher Mossin und Schneidemühl

Die Beerdigung fand statt am Donnerstag, dem 8. Sep-
tember 1966, um 13 Uhr auf dem Eidelstedter Dorffriedhof.

Nur Arbeit war dein Leben,
nie dachtest du an dich,
nur für die Deinen streben,
galt dir als höchste Pflicht.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß verschieden heute in den frühen Morgenstunden plötzlich und unerwartet mein lieber, guter Mann, unser herzensguter Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager, Onkel und Vetter

Hauptverwalter b. e. JVA

ERWIN MANNKE

im Alter von 56 Jahren.

In tiefer Trauer:

Herta Mannke geb. Keinitz
Winfried Schmidthaus und Frau
Ingrid geb. Mannke
Dieter Dziengel und Frau Helga
geb. Mannke
Frank und Beate als Enkel
und Anverwandte

4704 Herringen, Heidebrink 14, den 11. August 1966
Früher: Linde und Battrow, Kr. Flatow

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 15. August 1966, um 15 Uhr in der Kapelle des evangl. Friedhofes statt; anschließend war die Beisetzung.

Meine Zeit steht in Deinen Händen.
Psalm 31, 16

Meine Mutter, meine Schwiegermutter, unsere Großmutter, meine Schwester, unsere Tante

Friederike Handelman

geb. Voge

ist am 17. August 1966, 14.05 Uhr, im 93. Lebensjahr für immer von uns gegangen.

Trotz jahrelanger, mit Geduld und Tapferkeit ertragener Krankheit war ihr langes Leben ausgefüllt von Liebe und Fürsorge für alle, die zu ihr gehörten.

Sie wird uns unvergessen bleiben.

Für alle Hinterbliebenen:

Dr. Wilhelm Handelman
Annemarie Handelman geb. Krüger

563 Remscheid-Lüttringhausen, den 23. August 1966
von Bottlenbergstraße 22
Früher: Schlochau, Rathaus

Wir haben unsere liebe Verstorbene am 22. August 1966 auf dem evangelischen Friedhof in Remscheid-Lüttringhausen im engsten Familienkreis zu Grabe getragen.

Nach langem, schwerem Leiden starb mein lieber Mann, unser herzensguter Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

der Schmiedemeister

Gustav Stahlke

im Alter von 72 Jahren.

In stiller Trauer

Luise Stahlke geb. Fethke
und Angehörige

8471 Lissenthan bei Nabburg
Früher: Steinborn-Schildberg/Kr. Schlochau

Nach kurzer Krankheit entschlief am 14. Juni 1966 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Tante

Frau Witwe Maria Dähn

geb. Berg

im gesegneten Alter von fast 94 Jahren.

Wir wollen nicht trauern, daß wir sie verloren haben, sondern dankbar sein, daß wir sie gehabt haben, ja auch jetzt noch besitzen! Denn alles lebe für Gott und wer heimkehrt zum Herrn, bleibt bei uns.

In stiller Trauer im Namen aller
Hinterbliebenen
Paul Dähn

Ostenfeld, Kr. Husum
Früher Mossin, Kr. Schlochau

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief am 7. August 1966 unser lieber Vater, Schwiegervater, Groß- und Urgroßvater, Schwager und Onkel

Johann Bahrke

früher Linde, Kr. Flatow/Pommern

im 91. Lebensjahre.

In stiller Trauer:

Friedrich Bahrke und Frau Klara geb.
Herrmann
Anna Teidge geb. Bahrke
und alle Angehörigen

2901 Rostrup I,
29 Oldenburg, Donnerschweerstraße 31

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 2,50 DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 2,50 DM. Auslandspreis jährlich 12,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Fast alle älteren Nummern (seit 1953) sind noch lieferbar.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in Bonn 5, Postfach 5045 bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste unter „N = Neues“ verzeichnet. Abbestellungen nur vierteljährlich vom Vierteljahresersten zum nächsten Vierteljahresersten.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 50 45.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.
Verlag: Erich Wendtlandt, 53 Bonn, Sandtstraße 32.

**Letzter Einsendetag für die
Ausgabe Oktober:**

28. Sept.